1,90 DM/DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–

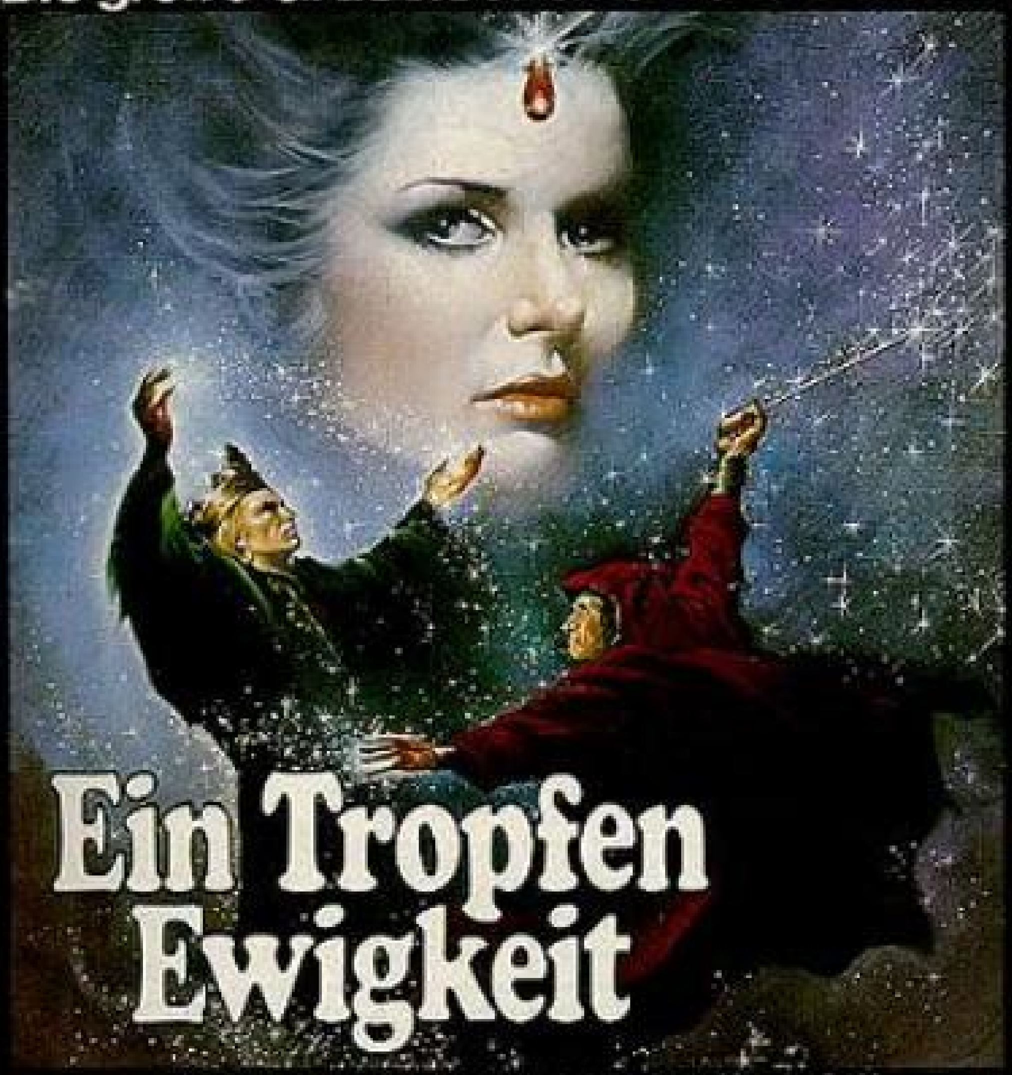
NEU Band 623

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Ein Tropfen Ewigkeit

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 100



Ein Tropfen Ewigkeit

John Sinclair Nr. 623

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 12.06.1990

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Ein Tropfen Ewigkeit

Es war ein Bild des Schreckens!

Nicht nur für mich, auch für die beiden Schläger, die mich – einen beinahe zum Greis gealterten John Sinclair – im Hyde Park überfallen und gedemütigt hatten. Bevor es allerdings zum Äußersten hatte kommen können, war der Nachthimmel aufgerissen und hatte eine V-förmige Lücke gebildet, aus der rötlicher Wolken- oder Nebeldampf gequollen war, der zudem eine furchtbare Gestalt mit sich gebracht hatte. Es war der Schattenreiter!

Bleich wie ein mehliger Schatten hockte die Gestalt, eine Mischung aus Skelett und Mensch, auf einem ebenso bleichen Pferd, hatte die Kapuze eines langen Mantels über den Kopf gestreift, so daß nur ihr Gesicht zu sehen war.

Von der Größe her glich der Schattenreiter einem Riesen. Er war so gewaltig, daß man sich als Mensch schon zwergenhaft klein vorkam, wenn man vor ihm stand und zu ihm hochschaute.

Diese Gestalt war ein magisches Naturereignis, einen anderen Begriff konnte ich nicht finden.

Nicht nur ich sah ihn, die beiden Schläger hatten ihn ebenfalls zu Gesicht bekommen, nachdem sie sich auf meinen Rat hin umgedreht hatten. Sie starrten ihm entgegen, gingen zwei Schritte zurück, drehten sich mir zu, und ich sah ihre offenstehenden Mäuler.

»Scheiße, Alter, das gibt es doch nicht!« Gurney kreischte die Worte. »Das kann nicht wahr sein.«

Ich nickte ihnen schwerfällig entgegen. Meine Stimme klang bei der Antwort leise. »Doch, das gibt es. Ihr seht ihn mit eigenen Augen. Tut mir leid!«

Der zweite Mann, kleiner als sein Kumpan, fing an zu lachen. »Die… die wollen uns hier verarschen. Die … die drehen einen Film, verflucht!«

»Keinen Film, mein Freund!«

Gurney rannte auf mich zu. Er trug noch immer die verdammte Eisenstange, mit der er mich hatte foltern wollen. Auch sein Kumpan war mit einem derartigen Instrument bewaffnet.

Wuchtig riß er mich auf die Beine und hielt mich fest, damit ich nicht zusammensank. »Opa, du hast eine Kanone gehabt!« keuchte er mir ins Gesicht. »Du bist echt link. Du wolltest uns reinlegen. Das alles haben wir hingenommen. Aber diese Scheiße hier, die nehmen wir nicht mehr hin! Hast du ihn geholt, Opa! Hast du diesen… diesen …?« ihm fehlten die Worte.

Ich hing in seinem Griff und schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe ihn nicht geholt.«

»Wer dann?«

»Er kam von allein!«

Gurney drehte sich. Ich machte die Bewegung mit, so konnten wir ihn beide anschauen.

Der unheimliche Schattenreiter war jetzt »gelandet«. Die Hufe seines bleichen Tieres berührten jetzt den Boden des Hyde Parks. Dennoch sah es so aus, als würde er schweben. Tatsächlich erinnerte er mehr an eine Projektion als an ein lebendiges Wesen, doch an das erste glaubte ich nicht so recht.

Der Reiter lebte…

Woher er gekommen war, darüber konnte ich nur spekulieren.

Vielleicht aus irgendeiner anderen Zeit oder Dimension, wer konnte das schon sagen?

Jetzt war er hier, er hatte ein Motiv. Wenn mich nicht alles täuschte, war ich es.

Obwohl mich die beiden Typen hatten fertigmachen wollen, taten sie mir irgendwo leid. Ich sprach zu Gurney, redete aber so laut, daß es auch der Kleine hören konnte. »Wenn ich euch einen Rat geben darf, haut ab. Verschwindet von hier, wenn euch euer erbärmliches Leben lieb ist! Der Schattenreiter wird euch vernichten.«

Gurneys Augen blinkten wie Warnleuchten. Er schien plötzlich gelbe Pupillen zu haben. »Ach ja, Opa? Du weißt Bescheid, wie?«

»Ich glaube.«

»Gurney, ich hole ihn mir!« Der Kleine war plötzlich mutig, zudem bewaffnet.

Bevor ihn einer von uns warnen konnte, war er schon gestartet und rannte auf die bleiche Gestalt zu. Er machte sich selbst Mut, als er schrie: »Ich werde dir deinen Mist aus dem Schädel prügeln! Darauf kannst du dich verlassen, du Hund, du!«

Der Schattenreiter tat nichts. Er blieb auf dem Rücken seines Pferdes hocken und schaute dem Anrennenden ruhig entgegen. Um die Gestalt erreichen zu können, mußte der Kleine springen, dann konnte er es schaffen, einen Zügel zwischen die Finger zu kriegen und sich an diesem hochzuziehen.

»Er schafft es nicht!« keuchte ich mit krächzender Stimme. »Er wird es nicht schaffen.«

»Woher weißt du das?« fuhr mich Gurney an.

»Ich kenne die magischen Kräfte!«

Er begriff nicht. Es war auch nicht die Zeit, weitere Fragen zu stellen, denn sein Freund hatte den gewaltigen Reiter fast erreicht und tat das, was ich auch getan hätte.

Er sprang, um einen Zügel zu erreichen. Dabei streckte er seinen linken Arm aus, in der rechten Hand hielt er die Eisenstange, mit der er den Reiter wahrscheinlich traktieren wollte.

Den Zügel packte er und pendelte durch seinen eigenen Schwung einige Male vor und zurück.

Der Reiter tat nichts. Er ließ den Kleinen gewähren, der sich durch schrille Schreie Mut machte und es tatsächlich schaffte, am Hals des Pferdes hochzuklettern.

Noch immer saß die »weiße« Gestalt unbeweglich.

Der Kleine kam heran. Sogar auf den Rücken des Pferdes ließ der andere ihn klettern.

Dann holte er aus.

Erst jetzt reagierte der Reiter.

Als der Mugger zuschlug, hob der dunkle Wächter, wie er auch

genannt wurde, einen Arm, dessen Hand er blitzschnell vom Zügel gelöst hatte.

Die Eisenstange fegte auf ihn zu, begleitet vom Schrei des Kleinen, der abrupt verstummte, als der Schläger die Macht des Schattenreiters zu spüren bekam.

Eine tödliche Macht…

Der Kleine flog in die Höhe wie eine Puppe. Nur klemmte er dabei mit den Füßen in der Hand des Schattenreiters, der zudrückte. Ich sah, wie sich die Hand bewegte.

Gurneys Kumpel schrie nicht einmal. Er starb lautlos, und er verglühte dabei in einer rötlichen Wolke aus Staub, die zurücktrieb und sich mit dem anderen Nebel vermischte.

Mehr war nicht geschehen, aber es hatte ausgereicht, um Gurney eine tiefe Angst einzujagen. Ich stand so nahe bei ihm, daß ich ihn beobachten konnte. Sein Gesicht zeigte einen beinahe schon unbeschreiblichen Ausdruck aus Staunen, Angst, Entsetzen und Unglauben. Er konnte es einfach nicht begreifen, so etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen, auch mir wurde blümerant zumute.

Der Kleine war einfach verschwunden. Er hatte von einer Sekunde zur anderen aufgehört zu existieren.

Gurney gab Laute von sich, die ebenfalls keinen Vergleich fanden.

Er röchelte, er jaulte, und er schüttelte den Kopf. »Das… das habe ich gesehen, nicht?«

»Ja, Junge, das hast du doch gesehen!«

»Scheiße!« heulte er auf. »Verdammte Inzucht!« Er hustete und spie Schleim auf den Boden. »Ich kann nicht mehr. Ich kann es nicht mehr aushalten.«

»Geh, Gurney, hau ab!« Ich warnte ihn, denn ich hatte das Gefühl, daß der Schattenreiter auch auf ihn keine Rücksicht nehmen würde und doch nur meinetwegen erschienen war.

»Was soll ich?« keuchte er. »Ich soll abhauen?« Seine Augen bekamen einen irren Glanz. »Nein, Alter, nein. Ich werde nicht abhauen. Ich bleibe, verflucht, ich bleibe!«

»Noch hast du eine Chance!«

Gurney stand still. Ich schielte an ihm vorbei auf den Schattenreiter. Er hatte seine Haltung auf dem Pferd nicht verändert und schaute schräg am Kopf des Tieres vorbei zu uns rüber.

»Wenn er reitet, wird er auch dich vernichten!« fuhr ich Gurney an. »Deshalb verschwinde!«

»Du sollst verschwinden!« brüllte er und kam mir vor wie jemand, der aus einer langen Starre erwacht. Ich hatte nicht damit gerechnet.

Seine Faust kam wie eine Ramme, und sie erwischte mich am Hals.

Der Treffer raubte mir nicht nur die Luft, er schmetterte mich zudem rücklings zu Boden. Zum Glück war dieser einsame Spielplatzboden

mit Sand bedeckt worden, er dämpfte meinen Fall, aber er sorgte nicht dafür, daß sich Gurney abreagierte.

Ich hatte ihn zuerst aufgepeitscht, danach war es dem Schattenreiter gelungen, und nun wollte er mich für alles bezahlen lassen. Er drehte sich, holte aus und wollte die verdammte Eisenstange auf meinen Schädel schlagen…

***

In dieser Sekunde schloß ich mit meinem Leben ab! Ich hätte nicht die Chance gehabt, dem Hieb zu entkommen. Ich wäre zu langsam gewesen.

Ein anderer war schneller – der Schattenreiter!

Nichts hatten wir von ihm gehört. Lautlos konnte er sich bewegen – und machte seinem Namen alle Ehre.

Er packte zu!

Auch Gurney verwandelte sich von einem Menschen in einen zappelnden, puppenhaften Spielball, eine Puppe, die ihren rechten Arm bewegen konnte. Er schlug mit der Stange zu, nur sah er kein Ziel.

Die Schläge pfiffen durch die Luft, in meine unmittelbare Nähe geriet die Eisenstange jedoch nicht.

Von seinem Kopf konnte ich nichts erkennen, weil ihn die Pranke des Schattenreiters umklammerte. Allerdings hörte ich ihn. Aus der Faustöffnung drangen dumpfe Laute, eigentlich Schreie, die nur erstickt hochdrangen.

Der Schattenreiter zog sich zurück. Sein Arm schnellte nach hinten, dann erlebte Gurney das gleiche Schicksal wie sein Kumpan. Er zerplatzte in der Faust.

Auf einmal bestand sein Körper nur mehr aus winzigen Teilchen, die sich mit dem rötlichen Nebel vermischten. Das Zeug zog die Überreste an wie ein Magnet die Eisenspäne.

Ich tat nichts. Ich fühlte mich ausgelaugt, matt und müde, eben ein alter Mann. Vornübergebeugt stand ich da und holte schwer Atem.

Mein Blick war stur auf den Schattenreiter gerichtet, der auf seinem Pferd hockte und mit einer mir unwillig erscheinenden Bewegung den Kopf schüttelte.

Die Beine zitterten mir. Ich wischte über mein Gesicht, wo sich Schweiß und Feuchtigkeit mischten. Die Augen brannten, es war schwer, Luft zu holen.

Der Schattenreiter hatte mir bewiesen, wie stark und mächtig er war. Er hatte sich die beiden Mugger geholt, und ich fragte mich, was er mit *mir* vorhatte.

Zwar war ich näher an den Rover herangekommen, nur würde ich es nie schaffen, ihn zu erreichen. Wenn der andere wollte, konnte er

mich zermalmen.

Ich starrte zu ihm hoch!

Noch immer war nicht genau zu erkennen, ob er einen Totenschädel oder einen normalen Kopf besaß. Wenn das letzte zutraf, mußte seine Haut sehr dünn sein.

Ich wollte ihn ansprechen, fand nicht die richtigen Worte und blieb zunächst stumm.

Dafür redete er. Bei seinen ersten Worten schrak ich zusammen, denn seine Stimme klang irgendwie anders und unheimlich. Sie schien aus weiten Fernen zu kommen, jedenfalls hatte ich nicht den Eindruck, als stünde der Sprecher direkt vor mir. Ein mächtiger Wind trug mir das Echo der Worte an die Ohren.

»Du willst wissen, wer ich bin, John Sinclair, nicht wahr?«

Himmel, er kannte meinen Namen. Dann war er also allein wegen mir erschienen. Ich nickte nur.

Er hatte diese Bewegung als Antwort akzeptiert und stellte sich mir vor. »Ich bin Julien de Lacre, und ich werde dich, John Sinclair am Leben lassen, weil du es ermöglicht hast, Melusine de Lacre zu retten. Du hast ihr die Chance gegeben, ich werde dir deine geben und somit die Rechnung ausgleichen.«

Mußte ich überrascht sein? Eigentlich nicht, denn von Suko hatte ich schon etwas über diese Gestalt erfahren. Er war der Ahnherr der Melusine, mit ihm hatte das Geschlecht der de Lacres wahrscheinlich begonnen.

Mit der Nennung des Namens Melusine fiel mir auch wieder der Grund ein, der mich in dieses Schlamassel geführt hatte. Melusine de Lacre war es gewesen, ein blindes Mädchen um die Zwanzig, die mich verzweifelt gesucht und dann auch gefunden hatte. Ich war zu ihr gereist, hatte sie aus den Klauen eines Ausbrechers befreit und war mit ihr nach London gefahren. In meiner Wohnung hatte sie mich über ihre Motive aufgeklärt. Sie wollte den Dunklen Gral haben, was ihr auch gelungen war. Allein durch ihn war es ihr möglich, ihre Blindheit zu verlieren.

Ich hatte nichts daran ändern können. Es war ihr gelungen, den Gral zu bekommen, und sie war in dieses Gefäß eingetaucht und darin verschwunden. Nicht nur sie war verschwunden, der Gral gleich mit, und ich hatte mein normales Alter verloren, war zu einem alten Mann geworden, jedenfalls sah ich aus und fühlte mich auch wie ein Siebzigjähriger. Klar, daß man da durchdreht.[1]

Ich hatte Suko niedergeschlagen, war geflohen und zwei Park-Gangstern in die Hände gefallen, die mit mir ihre Spielchen hatten treiben wollen. Bis zum bitteren Ende war es nicht gekommen, der Schattenreiter hatte die beiden getötet und mich gerettet.

Ich räusperte mir die Kehle frei. Endlich konnte ich mich normal

ausdrücken. »Okay«, sagte ich. »Jetzt ist mir klar, was du gemeint hast. Ja, ich habe Melusine den Kelch überlassen. Sie ist eingetaucht, sie verschwand, ich verlor meine Jugend, aber ich will von dir wissen, wo sie sich befindet. Wo endet ihr Weg?«

»Sie ist weit weg.«

»Auf der Nebelinsel?«

»Was weißt du von ihr?« Die Worte drangen dumpf aus seinem Mund, mehr ein grollendes Echo.

»Ich kenne den Namen – Avalon.«

»Ja, das stimmt.«

»Und ich glaube daran, daß du ebenfalls von der Nebelinsel gekommen bist.«

»Auch da hast du nicht unrecht.«

Entwickelte sich das Gespräch zu einer Chance für mich, mehr über Avalon zu erfahren? Ich hoffte es und würde alles tun, um die Richtung beizubehalten.

Trotz der Alterung spürte ich in mir so etwas wie einen Jagdinstinkt. Ich wollte mehr wissen und erfahren, denn um die Insel Avalon schwebte noch immer ein geheimnisvoller Mythos. Niemand wußte etwas damit anzufangen, ein jeder hatte von ihr gehört, und man brachte sie mit dem legendären König Artus in Verbindung, der nach Avalon gegangen war, um dort zu sterben, tatsächlich aber das ewige Leben zu bekommen.

Was nun stimmte, wußte keiner von uns Menschen. Und der Schattenreiter? War er ein Mensch oder auch nur eine zu einem kurzen Leben erweckte mythische Figur?

»Wo liegt Avalon?« fragte ich. »Wo kann ich die Insel finden?«

»Du kannst sie nicht sehen. Man wird sie nicht finden, auch wenn lange genug gesucht wird.«

»Aber du hast sie gefunden – damals…«

»Das ist wahr. Ich habe sie nicht allein gesucht, ich habe an sie geglaubt. Und mein Glaube allein hat mich nach Avalon gebracht. Ist dir das klar?«

»Nein…«

»Gut, du hast etwas gut bei mir. Ich will es dir erklären. Ich bin einige Hundert Jahre alt. Ich habe damals als Kreuzritter gegen die Katharer kämpfen sollen, doch ich freundete mich mit ihnen an. Ich lernte von ihnen, was es heißt, tolerant zu sein, einfach leben und den Menschen ein Vorbild zu sein. Sie strebten nicht nach Reichtum und Geld, sie lebten es denjenigen vor, die sie bekehren wollten. Es gab zahlreiche Personen aus dem Adel, die sich für sie interessierten, die konvertieren wollten, es aber nicht geschafft haben. Ich interessierte mich auch für die Mythik der Kartharer. Durch sie fand ich den Weg auf die Nebelinsel.«

»Und als was lebst du dort?« wollte ich wissen. »Lebst du in Avalon als Mensch?«

Das Gespräch schien Julien de Lacre zu interessieren, denn er beugte sich vor. »Als was siehst du mich, der du es geschafft hast, den Dunklen Gral zu bekommen?«

Über meine Lippen zuckte ein Lächeln. »Wenn ich dich so betrachte, würde ich eher sagen, daß du ein Riese bist. Verstehe das richtig, aber so würde ich dich beschreiben.«

Er wartete mit seiner Antwort. Nach einer Weile meinte er: »Daß du nicht dumm sein kannst, wußte ich. Gratuliere, John Sinclair, du hast es instinktiv erfaßt.«

»Demnach bist du ein Riese?«

»Ja.«

Ich fragte weiter und war plötzlich erregt. »Dann kann es sein, Julien de Lacre, daß die alten Legenden, die man sich erzählt, nicht gelogen haben.«

»Was meinst du damit?«

»Es gibt die alte irische Sage, die den Weg nach Avalon beschreibt. Dort heißt es, daß sie im Westen liegt. Aber man sagte noch mehr über die Insel. Man spricht von einem gewaltigen Riesen, der einen Wunderkessel besitzt, in dem man Tote lebendig kochen konnte. Der mystische Kessel, von dem auch König Artus sprach. Seinetwegen muß er die Insel gesucht haben. Man hat gesagt, daß er nach Avalon ging, um dort zu sterben. Vielleicht ist er gestorben, vielleicht auch nicht. Wenn er tot war, hat er sicherlich den Kessel durchlaufen, um wieder lebendig zu werden. So sieht für mich das Geheimnis der Insel aus.«

Ich hatte ihm viel erzählt und war gespannt darauf, wie er reagieren würde.

Als nichts kam, setzte ich noch eine Frage nach. »War es so, bist du der Riese gewesen, der den Zauberkessel in seinem Besitz hat?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Es war der Riese Brân.«

»Ihn kenne ich nicht.«

»Dann kennst du nicht die Sagen.«

»Stimmt, Julien, da gibt es eine große Lücke bei mir. Aber was ist mit dem Riesen Brân?«

»Er besaß den Wunderkessel. Er war sogar in der Lage, die irische See zu durchwaten, ohne sich seine Füße naß zu machen. Er half vielen, indem er sich hinlegte und sein Körper als Brücke über Flüsse oder Schluchten benutzt werden konnte. Allerdings hatte auch er Feinde. In einem Kampf tötete ihn eine vergiftete Lanzenspitze. In den letzten Sekunden vor seinem Tod gab er die Anweisung, ihm den Kopf abzuschneiden und diesen als Abschreckung auf einen Hügel zu

stellen.«

»Wo?«

»In der Nähe von London.«

»Diese Stadt kenne ich gut, wir befinden uns hier, aber ich habe den Schädel noch nie gesehen.«

»Man muß ihn auch suchen, und man muß über gewisse Dinge Bescheid wissen.«

»Hast du sein Erbe übernommen, Julien. Besitzt *du* jetzt den Wunderkessel?«

»Es ist möglich.«

»Wenn ja, dann kannst du Tote lebendig kochen. Ist das nun das Geheimnis der Nebelinsel?«

»Es hängt damit zusammen.«

»Warum können wir Menschen nicht hin, wenn es die Insel doch gibt! Melusine hat es auch geschafft. Sie hält sich in Avalon versteckt, sie besitzt den Dunklen Gral, der ihr nicht gehört. Sie hat ihn mir gestohlen.«

»Du willst ihn zurückhaben?«

»So ist es.«

»Dann müßtest du auf die Insel gehen.«

»Das will ich. Ich habe viele Geheimnisse in meinem Leben erfahren. Ich kenne das alte Atlantis, ich war in anderen Dimensionen, aber ich bin nie nach Avalon gekommen. Es gehörte schon immer zu meinen großen Wünschen, die Insel kennenzulernen.«

»Um dort zu bleiben?«

Ich lachte laut. »Das habe ich nicht gesagt. Ich möchte nur auf die Insel.«

»Wer nicht zu den Berufenen zählt, für den kann Avalon zur Todesfalle werden.«

Ich hob die Schultern. »Was habe ich zu verlieren? Ich bin nicht mehr der, der ich einmal war. Ich gehöre zu den Menschen, die man künstlich oder magisch hat altern lassen. Wenn ich über den Sinn des Lebens hier nachdenken soll, wird sich keiner erheben. Vielleicht bietet mir Avalon eine Chance. Der Wunder- oder Zauberkessel ist auch bei vielen Menschen bekannt, die sich mit der Insel beschäftigt haben. Der Legende nach soll er ein gewaltiges Gefäß sein, in das die Menschen hineinklettern, entweder sterbend oder als Tote hineingeworfen werden, um geläutert wieder herauszukommen. Das Geheimnis von Avalon, möglicherweise sogar das Geheimnis des ewigen Lebens.«

Mehr konnte ich nicht tun. Ich hatte versucht, den Riesen zu überzeugen. Ob Julien de Lacre darauf einging, war fraglich.

Er wartete. Stille umgab uns, die nur hin und wieder durchbrochen wurde, wenn ein Windstoß über den Park fuhr und auch den

Spielplatz nicht ausließ.
Wie würde er sich entscheiden?
Ich versuchte es noch einmal. »Denke daran, daß ich Melusine geholfen habe.«
»Nicht freiwillig.«
»Ich nahm sie auf und…«
Etwas anderes geschah. Wir hatten beide nichts davon bemerkt. Es war gewissen Personen tatsächlich gelungen, sich so gut wie lautlos in den Park zu schleichen und den Spielplatz zu umstellen.
Plötzlich flammte Licht auf!
Ich wurde geblendet, riß meinen Arm hoch und schirmte die Augen ab. Gleichzeitig hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Die Stimme kannte ich.
»John! John, warte, ich komme!«
Nein, ich wartete nicht. Ich wollte nicht zu ihm, ich hatte etwas anderes vor.
So schnell wie möglich startete ich und rannte nach vorn, genau auf den riesenhaften Schattenreiter zu.
Dabei öffnete ich wieder die Augen, sah die schwenkenden Lichter wie blitzende Strahlen an mir vorbeihuschen, senkte den Kopf und lief weiter.
»Nicht schießen!« schrie Suko. »Um Himmels willen, tut es nicht!«
Ich schaute nach oben.
Wie eine übermächtige Statue wuchsen beide vor mir auf. Das Pferd und der Riese.
Julien de Lacre aber streckte seinen gewaltigen Arm vor. Im nächsten Moment erwischte mich seine Pranke, aber nicht so wie die beiden Mugger. Mich ließ er leben.
»Dann komm mit nach Avalon!« schrie er, schleuderte mich hoch und drehte sein Pferd um die Hand.
Ich hatte die Augen noch immer aufgerissen, sah die Menschen am Rand des Spielplatzes, aber auch den rötlichen, wolkigen Nebel, in den wir hineinritten.
Einen Moment später hatte er uns verschluckt. Julien de Lacre und ich befanden uns auf der magischen Reise nach Avalon…

***

Es war für alle schlimm, die Tatsachen fassen zu müssen, aber es führte kein Weg daran vorbei. John Sinclair war in eine magische Zone hineingeraten, der selbst er nicht hatte widerstehen können.
Nun begann das Warten.
Suko, Bill Conolly, Jane Collins – sie alle hatten die Wohnung des Geisterjägers nicht verlassen und hofften darauf, eine Chance zu bekommen.

Sir James wollte es durch eine Fahndung versuchen. Jane Collins hatte mit Sarah Goldwyn telefoniert, damit sie in ihren Unterlagen nachschauen konnte, ob sie dort etwas über Avalon fand.

Bisher war noch kein Rückruf erfolgt, und so dauerte die Warterei an. Die Nervosität steigerte sich. Da wurden aus Sekunden Minuten, und der Druck nahm zu.

Bill ging wie ein Tiger im Käfig unruhig im Zimmer auf und ab. Er hatte zwischendurch mit seiner Frau telefoniert und ihr einige Erklärungen gegeben.

Sie wollte die Daumen drücken, denn mehr konnte sie einfach nicht tun.

Jane saß auf der Couch. Sie starrte ins Leere. Manchmal schüttelte sie den Kopf, bewegte die Lippen, doch sie sprach mehr mit sich selbst, Worte waren nicht zu hören.

»Was können wir tun?« flüsterte Bill. »Verdammt noch mal, weiß denn niemand eine Lösung?«

Suko hob die Schultern. Sein Gesicht war unbewegt. »Wer von uns ist denn in der Lage, eine Zeitreise zu unternehmen?« flüsterte er.

»Wer – sagt es mir!«

Kopf schütteln.

»Ich schaffe es auch nicht. Die einzigen, die eine Chance hätten, Grenzen überwinden zu können, wären Kara und Myxin. Die Schöne aus dem Totenreich ist in der Lage, die andere…«

Das Telefon schlug an.

Drei Augenpaare starrten wie hypnotisiert auf den Apparat. War das der Erfolg?

Suko traute sich und hob ab. Bevor er sich noch melden konnte, hörte er die Stimme des Superintendenten. »Wir haben eine Spur«, erklärte Sir James.

»Von John?«

»Möglich. Es kam die Meldung durch, daß sich im Hyde Park oder über ihm und an einer bestimmten Stelle ein gewaltiges Schauspiel abläuft. Man meldete mir die Projektion eines riesigen Reiters, der plötzlich aus dem Himmel erschienen war.«

»Aber nicht John Sinclair, Sir?«

»Nein. Fahren Sie trotzdem hin. Dieses Ereignis ist dermaßen ungewöhnlich, daß wir ihm nachgehen müssen.«

»Okay, Sir. Sind wir allein, oder haben Sie Einsatzkommandos losgeschickt?«

»Das werde ich noch.«

»Wir sehen uns dort?«

»Ja.«

Jane und Bill hatten mithören können, weil die Stimme des Superintendenten sehr laut gewesen war. Im Flur fragte der Reporter:

»Wo dort im Park?«

»Das werden wir schon sehen.«

Jagdfieber hielt sie erfaßt. Sie waren froh, etwas tun zu können.

Auch wenn sie einer Finte zum Opfer fielen, sie mußten es versuchen, jede noch so geringe Chance zählte.

Der BMW-Motor heulte auf, als Suko ihn durch die Tiefgarage auf das Tor zujagte. Johns Rover hatte nicht auf seinem Platz gestanden, demnach war Sinclair mit ihm unterwegs.

Im Gesicht des Inspektors regte sich kein Muskel. Wie festgefroren saß er hinter dem Lenkrad, und sein Mund bildete einen Strich. Für ihn stand fest, daß sie es schaffen mußten. Wenn es ihnen jetzt nicht gelang, war John verloren.

Schnell wie selten raste Suko durch das frühmorgendliche London, das noch von der Dunkelheit umhüllt wurde. Die Straßen waren feucht, manchmal spiegelten sich Lichter. Er zog den BMW hart um die engen Kurven, dann grüßten die Pneus lautstark, was ihn nicht interessierte.

Bill saß auf dem Nebensitz, die Hände zu Fäusten geballt. Sichtbar drückte er allen die Daumen.

Jane hockte hinten. Ihr Blick fieberte. Sie wechselte ihn oft, schaute nach links und rechts, noch war nichts zu sehen.

Auch die Einsatzwagen fuhren bereits. Die Insassen des BMW konnten über den eingeschalteten Lautsprecher die Kommandos mithören und bekamen auch heraus, wohin sie sich genau zu wenden hatten. Die Wolke und der gewaltige Reiter waren an einer bestimmten Stelle des Hyde Parks erschienen und befanden sich noch immer dort.

»Wartet noch!« sagte Jane hastig. »Verdammt, wartet, bis wir da sind.«

Zusammen mit einem Streifenwagen bogen sie in den Park ein – und entdeckten die rötlich schimmernde Wolkenwand am Himmel, auch den V-förmigen Riß, aber nicht den Reiter.

»Der ist verschwunden!« rief Jane.

»Abwarten!« meldete sich Suko. Er hatte das Fernlicht eingeschaltet, dessen bläulich weißer Schein gespenstisch durch den Park huschte und wegen seiner bleichen Farbe die kahlen Bäume und Sträucher zu Gebilden machte, die auch aus einer anderen Welt stammen konnten.

Zum Glück rollten sie über asphaltierte Straßen. Da taten ihnen auch die engen Kurven nicht viel, denn der BMW lag wie ein Brett auf der Straße. Sie mußten zu einem Spielplatz, das hatten sie über Lautsprecher mitbekommen. Denn dort genau konzentrierte sich das Geschehen.

»Ich weiß, wo sich der befindet«, sagte Bill. »Sheila und ich waren schon mit Johnny dort.«

»Und wo genau?«

»Nimm die nächste links, Suko, dann fahr einfach über den Rasen. Es ist eine Abkürzung.«

»Mach' ich.«

Der BMW flitzte in die Kurve ohne auszubrechen. Die Rasenfläche lag an der rechten Seite. Sie war ziemlich groß. Nur wenige Bäume verteilten sich dort.

Suko gab wieder Gas. Die Reifen wühlten sich in den nassen Boden und schleuderten Grassoden hoch. Wo sie herfuhren, zeichnete sich eine dicke Spur ab.

Das Fernlicht traf einen Wall. So sah es zuerst aus, aber es war eine aus dichtem Buschwerk bestehende Grenze, die eine Seite des Spielplatzes abteilte.

Da kamen sie nicht durch.

Suko bremste. Der Untergrund war seifig. Kein Wunder, daß der Wagen trotz ABS abrutschte, aber der Inspektor bekam ihn zum Halten, bevor der Kühlergrill die Büsche berührte.

»Raus!«

Suko hatte den Wagen als erster verlassen und rannte auf den Buschgürtel zu.

Von allen Seiten fuhren die Streifenwagen heran. Lichter blitzten auf, keine Taschenlampen, dafür helle Strahler, die den Parkplatz als Zentrum nahmen.

Der Inspektor wühlte sich als erster durch das sperrige Buschwerk, gefolgt von Bill und Jane.

Und Suko sah seinen Freund John. Er schrie ihm eine Warnung zu, er warnte auch die anderen Kollegen davon, die Waffen einzusetzen. Er wollte auf den Geisterjäger zurennen, aber dieser war schneller.

Auch Bill und Jane sahen ihn im Licht der Scheinwerfer, die ihn fast brutal aus der Finsternis herausrissen. Sie zeigten die Gestalt überdeutlich, und ein jeder konnte erkennen, was mit ihrem Freund geschehen war.

Das Alter hatte ihn erreicht. Sein Lauf war nicht mehr so geschmeidig, er schien Mühe zu haben, vom Fleck zu kommen, aber er bekam Hilfe von dem bleichen, riesenhaften Schattenreiter, der John Sinclair wie eine Puppe anhob, zu sich auf den Pferderücken zerrte, das Tier um die Hand drehte und mit ihm in die gewaltige Wolkenwand hineinritt, die beide verschlang.

Suko, Bill und Jane standen da mit brennenden Augen, ohne etwas unternehmen zu können. Ihnen erging es nicht anders als den normalen Polizisten.

Bill bewegte seine Lippen, er schluckte zweimal, bevor er die Frage stellen konnte. »Weshalb hast du deinen Stab nicht genommen, Suko? Du… du hättest ihn aufhalten können.«

Der Inspektor schloß die Augen. Siedendheiß schoß es in ihm hoch. Er wußte, daß er einen Fehler begangen hatte und war ehrlich genug, dies zuzugeben. »Tut mir leid, Bill, aber ich habe daran nicht mehr gedacht. Tut mir wirklich leid.«

»Haben wir dann überhaupt noch eine Chance, ihn je wieder zurückzubekommen?« flüsterte Jane.

»Ich weiß es nicht.«

»Und hast du ihn dir angesehen, Bill? Hast du erkannt, was mit unserem John geschehen ist?«

Der Reporter nickte. »Sicher, Jane. Er… er ist zu einem alten Mann geworden.«

»Genau.«

Die Detektivin und ehemalige Hexe verließ die beiden Männer.

Aus dem Hintergrund hörte sie die Stimme des Superintendenten Sir James Powell, der ebenfalls eingetroffen war.

Sie wollte dem direkten Trubel entgehen. Plötzlich haßte sie die Stimmen, die grellen Scheinwerfer, die die gesamte Umgebung so gnadenlos aus der Dunkelheit hervorrissen. Jane wollte weg, keinen sehen und hören, mit ihren Gedanken allein sein.

Dicht an der Buschhecke schritt sie entlang. Manchmal kratzten die Zweige über ihren linken Arm. Der Rasen war weich, er dämpfte ihre Schritte, und ihr Gesicht zeigte einen starren Ausdruck. Es war nicht zu erkennen, welche Gedanken sich hinter der Stirn formierten.

Sie senkte den Kopf schaute zu Boden, und es war Zufall, als sie das Blitzen sah, weil der Lichtarm eines Scheinwerfers schräg nach unten und genau in diese Richtung fiel.

Jane blieb stehen, bevor sie sich bückte. Auf dem Boden lag kein Spiegelstück, wie sie zunächst angenommen hatte, sondern ein dunkler Gegenstand, der trotzdem leicht glänzte, eine Pistole. Sie brauchte keinen zweiten Blick hinzuwerfen, denn sie hatte die Marke der Waffe erkannt, eine Beretta.

Johns Waffe…

Jane hob sie auf und ließ sie auf dem flachen Handteller liegen.

Wie in Trance drehte sie sich um. John war ohne seine Silberkugel-Beretta entführt worden, abermals ein Nachteil für ihn.

Über den Rücken der Detektivin rann ein kalter Schauer. Tränen schossen wieder hoch, verschleierten den Blick, aber sie mußte jetzt stark sein und sich zusammenreißen. Nur nicht von den eigenen Gefühlen zu stark übermannen lassen.

Mit der Beretta in der Hand ging sie den beiden Freunden entgegen, die zusammen mit Sir James beisammenstanden und heftig diskutierten. Als Jane an sie herantrat, verstummte das Gespräch.

»Es ist Johns Waffe«, flüsterte sie. »Ich fand sie an einer Stelle nahe der Büsche.«

Suko nahm ihr die Beretta aus der Hand. Er brauchte sich nicht noch zu überzeugen.

»Wieso?« fragte Bill.

»Wir sind keine Hellseher«, erklärte Sir James. »Ich gehe davon aus, daß sich John gewehrt haben muß.«

»Gegen den Schattenreiter mit einer Beretta? Sir, ich will Sie nicht kritisieren, aber die Beretta – so gut sie auch sein mag – kommt mir doch etwas lächerlich vor, wenn es gegen den Schattenreiter geht. Das meine ich.«

»Kann sein.«

Jemand hatte zwei Eisenstangen gefunden. Der Beamte trat zu Sir James und meldete den Fund.

»Gehören sie auf einen Spielplatz?«

»In der Regel nicht, Sir.«

»Was, also, haben sie hier zu suchen?«

Man war ratlos. Jedenfalls sollten die Stangen mitgenommen und untersucht werden.

Bill schaute gegen den Himmel und in die Richtung, wo ihr gemeinsamer Freund verschwunden war. »Man hat ihn verschluckt. Man hat ihn ebenso verschluckt wie all die anderen, die irgendwann einmal den Weg nach Avalon gefunden haben.«

»Dann gehst du davon aus, daß sich John auf der Nebelinsel befindet?«

»Natürlich, Suko.« Bill hob die Schultern. »Nur weiß keiner, wo die Insel liegt, und das ist das Problem. Oder kennt ihr den Weg, der uns hinführt.«

»Nein.«

»Vielleicht findet Lady Sarah etwas«, sagte Jane. »Sie… sie hat uns schon öfter aus der Klemme geholfen.«

»Zu wünschen wäre es«, murmelte Sir James. »Aber sie hatte keinen Erfolg, dafür wir mit der Fahndung. Ich habe auch den Rover gesehen. Er steht in der Nähe und wird gerade untersucht. Möglicherweise finden wir einen Hinweis.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich glaube es nicht, denn Avalon ist einfach zu geheimnisvoll. Die einzige Möglichkeit ist uns durch Melusine de Lacre genommen worden. Sie und der Gral sind verschwunden.«

»Nach Avalon«, sagte Bill.

»Das denke ich auch.«

»Moment mal.« Sir James hatte nachgedacht und bat um Gehör.

»Wenn Sie recht haben und sich der Gral auf der Insel befindet, dann hätte John eine Chance. Ihm gehört der Gral. Er ist der Sohn des Lichts. Man hat ihn zum Hüter erwählt.«

Suko war nicht so optimistisch. »Sir, denken Sie daran, daß der Gral

ihn auch in seiner Wohnung im Stich ließ. Das blinde Mädchen hat ihn für seine Zwecke benutzen können. Es tauchte ein, der Gral reagierte und brachte sich und Melusine fort. Er wird John Sinclair entglitten sein, er hat sogar dafür gesorgt, daß John älter wird. Wir müssen dies alles in Betracht ziehen.«

»Wenn ich dich so höre«, sagte Jane, »dann siehst du überhaupt keine Chance mehr – oder?«

»Im Augenblick leider nicht.«

Sir James faßte zusammen. »Damit ist John Sinclair auf sich allein gestellt. Anders können wir es leider nicht ausdrücken. Vielleicht sollten wir für ihn beten, ich weiß mir auch keinen Rat mehr. Diese anderen Kräfte sind uns über.«

»Wir dachten schon an Myxin und Kara«, sagte Jane. »Wenn wir sie bitten würden…«

»Ist es nicht zu spät, Miß Collins? Außerdem müssen Sie die beiden erst mal finden.«

»Das stimmt schon…«

Sir James schaute auf seine Uhr. »Wir haben den Hauch einer Chance gehabt, sie aber nicht greifen können. Das war unser Fehler, wir müssen damit leben und können einfach nur hoffen, daß John es wieder einmal schafft, auch den Kräften der Insel zu trotzen. Sollte sich etwas Neues ergeben, wo kann ich Sie erreichen?«

»In Johns Wohnung.«

»Gut, Suko.« Sir James lächelte ächzend. »Das hatten wir schon öfter, daß wir nicht weiterwußten.«

»Ich kann es nicht ändern.«

Zu dritt schauten sie Sir James an, wie er zu seinem Dienstwagen schritt. Er ging gebeugt, als würde er unter der Last der Verantwortung schwer leiden.

Suko nickte. »Im Prinzip bin ich schuld«, sagte er. »Verdammt noch mal, ich hätte an Buddhas Stab denken sollen. Es ging alles zu schnell.«

Bill schlug ihm auf die Schulter. »Komm, mein Freund, es ist keiner perfekt. Wir sind Menschen und keine Maschinen.«

»Ein schwacher Trost.«

Bis sie den Wagen erreicht hatten, sprach Suko kein Wort mehr.

Nicht nur sie fuhren ab, auch die Polizisten des Einsatzkommandos traten den Rückzug an. Sie hatten etwas mitbekommen, was für sie unbegreiflich war, aber auch die drei Freunde konnten nicht fassen, daß ihnen eine andere Kraft dermaßen über war.

Langsamer als auf dem Hinweg fuhren sie wieder zurück. »Wenn wir in der Wohnung sind, werde ich sofort Sarah Goldwyn anrufen«, sagte Jane. »Ich setze jetzt auf sie meine Hoffnungen.«

»Tu das«, murmelte Bill.

»Das klang nicht optimistisch.«

»Ich bin es auch nicht, Jane. Ich sehe wirklich keine Möglichkeit. Avalon ist einfach zu geheimnisvoll. Das kannst du nicht mit Atlantis vergleichen. Wäre John dorthin entführt worden, Himmel, Myxin und Kara hätten uns den Weg über die Steine gezeigt. Doch ist von ihnen jemals die Nebelinsel Avalon erwähnt worden?«

»Nein.«

»Da hast du es. John steht auf verlorenem Posten und wir eigentlich auch.«

Niemand wollte oder konnte darauf antworten. Ein jeder hing seinen traurigen Gedanken nach.

Wenig später schluckte sie die Tiefgarage. Sie stiegen aus, fuhren hoch, betraten die Wohnung hintereinander, hörten aber zugleich die Stimme, die sie nur mit einem Wort begrüßte:

»Endlich!«

Myxin, der Magier, war da!

***

Sie hatte den Nebelring mit ihrem nachenähnlichen Boot durchfahren. Es war ihr gelungen, das Ufer zu erreichen, und nun stand sie an den Gestaden der Nebelinsel Avalon.

Melusine de Lacre war glücklich!

Die junge Frau – nicht mehr blind – hatte den Eindruck, nach Hause zurückgekehrt zu sein. Schon ihre Eltern hatten ihr immer wieder erklärt, daß sie zu Avalon gehörte und die Insel ihre eigentliche Heimat war, nicht die englische Südküste, wo sie lange Zeit in einem wunderschönen Haus am Strand gelebt hatten.

Avalon war für sie wie ein Paradies, das sie verloren und nun wiedergefunden hatte.

Allein das Sehen können betrachtete Melu als Wunder. Sie kannte die Natur nur von Beschreibungen her, zum erstenmal nahm sie die Umgebung auch optisch wahr.

Den Geruch von Frische und Blütenduft ignorierte sie, den hatte sie auch in ihrer zweiten Heimat erlebt, wenn der Frühling über das Land kam und die Natur zum Blühen brachte. Auch hier auf der Insel blühte alles. Ein Garten Eden breitete sich vor ihr aus, ein wundersames Paradies mit blühenden Bäumen, prachtvollen Blumen und einem wolkenlosen Himmel.

Ein herrliches Land.

Hinter ihr rauschten die Wellen an den Strand. Das Wasser war kristallklar. Wer hier lebte, der hatte das Paradies gefunden.

War es möglicherweise das Paradies, das schon klinisch Tote gesehen hatten, bevor sie durch die Kunst der Ärzte wieder in ihr normales Leben zurückgeholt worden waren?

Melusine hatte viel darüber gehört. Sie saß oft am Radio, um den Berichten zu lauschen, und sie hatte sich natürlich ihre Gedanken darüber gemacht, ohne daran jedoch richtig glauben zu können.

Die Insel, von der sie nicht wußte, wie groß sie war, lag wie eine flache Flunder im Meer. Es existierte keine Steilküste, da schlugen keine Wellen gegen irgendwelches Gestein. Sie breitete sich tellerförmig aus, umschmeichelt von sachten Wellen, und Melu konnte sich nicht einmal vorstellen, daß es hier zu einem Sturm kommen konnte. Dazu war die Natur zu friedlich.

Vor ihr lag eine weite Wiese. Wenn sie den Geruch der Blüten richtig deutete, würden an den Bäumen Äpfel wachsen. Melu erinnerte sich daran, daß Avalon als Insel der Äpfel bezeichnet worden war.

So lautete ihr alter, keltischer Name.

Das Gras stand voll im Saft. Selbst dieser Teppich strahlte noch einen herrlichen Geruch ab, der in Melus Nase stieg.

Natürlich hatte sie das fremde Eiland mit einer gewissen Scheu betreten. Die war nun verschwunden, sie fühlte sich so herrlich leicht und frei. Hätte jubeln und singen können, während sie mit tanzenden Bewegungen über das Gras huschte.

Nur einmal dachte sie an die Vergangenheit, als ihr einfiel, daß sie diese Rückkehr eigentlich einem Mann namens John Sinclair zu verdanken hatte. Er hatte den Dunklen Gral besessen, der von Melusine de Lacre gestohlen worden war.

Seltsam, ein schlechtes Gewissen bekam sie nicht. Die junge Frau nahm alles als normal hin.

Und sie ging weiter. Beschwingt, fröhlich, unter den Zweigen der in Blüte stehenden Apfelbäume hinweg, wobei sie ein direktes Ziel nicht kannte.

Melu hatte beschlossen, die Insel auf eigene Faust zu erkunden.

Dabei hoffte sie, Kontakt mit ihren Eltern aufnehmen zu können, deren Geister sich ebenfalls auf der Insel befanden. Davon ging sie aus, den Beweis hatte sie noch nicht bekommen.

Sie würde suchen, und es würde ihr nichts ausmachen, denn jeder Schritt, der sie tiefer in die Insel hineinbrachte, erhöhte ihr Wohlbefinden. Das war alles so herrlich. Sie konnte nichts Negatives finden.

Auf einer freien, mit kleinen Blumen übersäten Grasfläche blieb sie stehen und drehte ihr Gesicht dem warmen Wind zu, der sie einschmeichelnd umfing. Sie war in der letzten Zeit schneller gegangen und hatte einen leichten Anstieg hinter sich.

Nun stand sie auf der flachen Kuppe und ließ ihren Blick über das Land gleiten.

Es bestand nicht nur aus weiten, blumenbekränzten und mit Bäumen bewachsenen Flächen. In der Ferne – oder war es in der Nähe – ragten

Schatten in die Höhe, die sie als Bergumrisse identifizierte.

Genau konnte sie die Umrisse nicht erkennen, weil große Nebelfelder vor ihnen lagen und die Sicht versperrten.

Vor den Bergen breitete sich eine sanft gewellte Landschaft aus.

Hügel schauten aus dem Gras der Ebene hervor. Dazwischen schimmerten kleine Seen und Teiche, mit Oberflächen blank wie Spiegel.

Ein Lächeln huschte über Melus Lippen, als sich ihr Blick auf einen der Seen einpendelte. Plötzlich überkam sie das Gefühl, baden zu müssen, einfach hineinzusteigen in das warme Wasser, denn es mußte warm sein, wenn sie an die Luft dachte.

Als Blinde hatte sie ihr letztes Bad genommen, da war das Wasser nur zu spüren gewesen, jetzt aber wollte sie es sehen, sie würde hineinschlagen, sich an den Fontänen, den perlenden Tropfen, einfach an allem erfreuen, was sie mit den eigenen Augen erkennen konnte.

Deshalb rannte sie.

Sie lief gegen den Wind und hatte das Gefühl, von ihm mitgetragen zu werden.

Den Kopf leicht in den Nacken gelegt, das Haar wild wie eine Fahne flatternd, die Beine schwingend geworfen und dabei mit den Füßen durch das Gras schleifend.

Melu hatte den Eindruck, als würden sie zahlreiche Melodien umgeben. Die Musik war ein berauschendes Fest für ihre Ohren. Kaum jemand war in der Lage, dies alles so zu genießen wie sie. Das mußte man erleben, nach den Jahren der Tragik endlich das Gefühl für die Schönheiten der Natur zu bekommen, und dies durfte ihr niemand wegnehmen.

Schweben, schwingen, laufen…

Diese drei Zustände gingen in einen über, und es war für sie einfach wunderbar.

Der erste See erschien ihr zum Greifen nahe. Hier war die Luft ungemein klar. Erst weiter hinten, wo die Konturen der Berge von einem grauen Kranz umworben wurden, hatte sich der Nebel festgesetzt.

Zum Ufer hin fiel das Gelände etwas flacher ab. Es gab auch keine Trennung, sie konnte von der blühenden Wiese her direkt in das Wasser hineinlaufen, was ihr beinahe auch passiert wäre, denn es fiel ihr schwer, den angenehmen Lauf zu stoppen.

Erst im letzten Augenblick schaffte sie es, abzubremsen. Daß sie dabei ausrutschte, machte ihr nichts, denn sie landete mit einem glücklichen Ruf auf der weichen Grasunterlage.

Nach dem Lauf hätte sie sich eigentlich erschöpft fühlen müssen, was nicht der Fall war.

Sie freute sich ihres Lebens, sie war einfach glücklich und spürte die

Energie, die sie wie ein frischer Strom erfaßt hatte und ihr Blut vibrieren ließ.

Der Wind fächerte ihr entgegen. Er strich auch über den See und trieb das Wasser zu kleinen Wellen, die leise plätschernd gegen die Ufer liefen.

Weg mit der dicken Winterkleidung. Sie wollte frei sein und dies auch körperlich zeigen.

Hastig entledigte sie sich ihrer Kleidung. Sie schleuderte die Sachen einfach weg wie eine alte Haut. So kam sie sich auch vor. Hineinschlüpfen in die neue Haut, in das zweite Leben.

Ihre Schuhe hatte sie besonders weit fortgeschleudert, als wollte sie diese überhaupt nicht mehr haben. Auf nackten Füßen lief sie einige Male hin und her, weil sie das Gefühl einfach genießen wollte, wenn sich das saftige Gras um ihre Füße schloß wie Pantoffeln.

Am Ufer blieb sie stehen. Jetzt strich der Wind gegen ihren nackten, mädchenhaften Körper. Ein Schauder durchflog sie. Melu spürte, wie sich die kleinen Knospen ihrer Brüste aufrichteten. Die Augen leuchteten und nahmen fast die Farbe des Wassers an, ein grünblau, sehr klar und fast schon strahlend.

Daß sie sich auf Avalon befand, daß sie hier die Geister ihrer verstorbenen Eltern treffen wollte, daran dachte sie nicht mehr. Sie hatte die Insel bereits als ihr Zuhause angenommen.

Langsam ging sie vor, blieb dicht am Wasser stehen, streckte das rechte Bein aus und tauchte den Zeh in die Flüssigkeit. So prüfte Melu die Temperatur und empfand sie als angenehm. Das Wasser kam ihr ebenso warm wie die Luft vor.

Für Melusine de Lacre gab es kein Zögern mehr. Sie mußte einfach hinein in die glasklaren Fluten.

Es war wunderbar, in das Wasser zu steigen, das sehr schnell ihre Oberschenkel umspielte, dann hoch bis zu den Hüften wanderte, schließlich die Brust erreichte und Melu sich nach vorn drückte, um auf den See hinauszuschwimmen.

Das Wasser umschmeichelte sie wie fürsorgliche Hände. Im nachhinein war sie ihrem Vater dankbar, der sie das Schwimmen gelehrt hatte. Und so glitt sie weiter, mit Bewegungen, die sie zum erstenmal nachvollziehen konnte.

Melusine sah, wie sie ihre eigenen Arme ausbreitete, um ruhig zu schwimmen.

Dieser Zustand hielt nicht lange an. Den Untergrund spürte, sie nicht, sie konnte Wasser treten, was sie auch tat, aber sie schlug dabei mit beiden Händen auf die Oberfläche, so daß Fontänen in die Höhe stiegen wie Wasserstrahlen aus dem Brunnen, um als glitzernde Tropfenketten wieder zusammenzufallen.

Es war so herrlich, so unbeschreiblich, und das Glück kam über sie

wie ein Rausch.

Melu war derart mit sich selbst beschäftigt, daß sie die Umgebung vergaß. So bekam sie auch nicht mit, was sich in der Tiefe des Sees tat, denn dort wurde der Grund aufgewühlt, als wollte etwas Unheimliches und Düsteres allmählich hervorkriechen.

Die junge Frau lachte. Sie legte sich auf den Rücken, bewegte Arme und Beine, spritzte und schwamm im klaren Wasser, schloß öfter die Augen, die sie erst wieder öffnete, wenn sie einen Blick in den blauen Himmel werfen konnte.

Er stand über ihr.

Nichts bewegte sich dort. Keine Wolke malte sich ab. Kein Vogel zog seine Bahn, er war einfach da und stand wie gemalt.

In der Tiefe aber brodelte es. Der krasse Gegensatz zur Klarheit des Wassers. Ein dunkler Schwall trieb der Oberfläche entgegen und verteilte sich dort.

Melu sah es noch nicht. Sie bekam es erst zu Gesicht, als sie sich beim Wassertreten vorbeugte.

Zuerst wollte sie es nicht glauben. Der dunkle, rotierenden Fleck strahlte etwas Bedrohliches aus, mit dem sie nicht zurechtkam. Sie zwinkerte, als könnte sie es nicht glauben, und der Sand vom Grund des Sees bekam immer mehr Nachschub.

Und einen Inhalt!

Plötzlich war er da, er kam frei, er schoß hinaus, er war grausam und schaurig.

Über dem dunklen Fleck schwebte die Fratze eines Wassermonsters!

***

Suko, Bill Conolly und Jane Collins blieben stehen, als wären sie gegen eine Wand gelaufen. Die Szene wirkte sogar grotesk und hätte in einen Film hineinpassen können.

Wenn jemand eine Überraschung gelungen war, dann hatte es der kleine Magier geschafft.

Er stand auf dem Fleck und bewegte sich nicht. Völlig ruhig, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Wie lange er sich in der Wohnung aufhielt, konnte niemand sagen, nur sah er so aus, als hätte er auf die Freunde gewartet, um ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.

Jane fand als erste die Sprache wieder. »Du – Myxin?« staunte sie.

»Das kann doch nicht wahr sein.«

»Keine Sorge, ich bin es.«

»Aber wieso…?«

»Könnt ihr euch das nicht vorstellen?« fragte er zurück.

»John«, sagte Bill Conolly. »Du bist wegen John Sinclair hergekommen. Stimmt's?«

»Ja, das bin ich.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich sehe, daß ihr ratlos seid und möchte euch diese Ratlosigkeit nehmen. Vielleicht will ich euch Mut machen, euch aufheitern oder…«

»Dann sag uns, wo er sich befindet?« forderte Bill.

Myxin schüttelte den Kopf. »Ich würde es gern tun, nur kann ich es leider nicht.«

Bill holte tief Luft. »Das habe ich mir fast gedacht. Auch du kommst nicht weiter.«

Jane nahm Myxin in den Schutz. »Wenn er wirklich nichts wüßte, wäre er nicht gekommen.«

»Laß ihn erst einmal reden!« Suko versuchte zu schlichten. »Wir sind alle nervös, Myxin, denn wir haben mit eigenen Augen die Entführung miterleben müssen.«

»Wer holte ihn?«

»Ein Riese. Jedenfalls eine gewaltige Gestalt. Sie saß auf einem hellen Pferd, natürlich entsprechend groß. Er wurde von dem Reiter in den Sattel geholt und tat auch nichts, um sich dagegen zu wehren.«

»Möglicherweise hatte er seine Gründe, man weiß es nicht.«

Dagegen sprach Bill. »Ich bitte dich, Myxin, welche Gründe sollte John gehabt haben, sich entführen zu lassen?«

»Man kann den Löwen töten, wenn man in seine Höhle hineingeht«, veränderte Myxin ein altes Sprichwort.

»Aber nicht John!« rief Jane laut. »Nein, er nicht. Weißt du überhaupt, was mit ihm geschehen ist?«

Der kleine Magier wirkte plötzlich unsicher. Das kam bei ihm selten vor. »Nein, nicht genau, Kara und ich wußten nur, daß ihm eine Gefahr droht.«

Jane ging auf Myxin zu. Sie beugte den Kopf nach vorn, um mit ihm reden zu können, und sie sprach ihm dabei ins Gesicht. »Er ist gealtert, Myxin, verstehst du das?«

»Im Moment nicht.«

»Dann will ich deutlicher werden. Er ist zu einem alten Mann geworden. Ja, innerhalb von Sekunden wurde er zu einem Alten, schon fast zu einem Greis.«

Myxin erwiderte nichts. Er »fror« nur noch stärker ein, und er kniff die Augen zusammen.

»Nun?«

»Das wußte ich nicht.«

»Wußtest du überhaupt etwas?« fragte Bill mit einer etwas aggressiv klingenden Stimme.

»Bill, mäßige dich!« sagte Suko leise, aber bestimmt.

Der kleine Magier nickte. »Ja, ich wußte etwas«, erklärte er. »Kara und mir war bekannt, daß sich über Johns Kopf eine gewaltige Gefahr

zusammenbraute. Nur schafften wir es nicht, dieser Gefahr zu begegnen. Wir konnten sie nicht fassen. Wir haben John gewarnt, wir holten ihn zu den Steinen…«

»Davon hat er nichts gesagt!« rief Suko.

»Das ist sein Problem. Er schien uns uneinsichtig zu sein. Er wollte seinen Weg gehen, wie es auch normal gewesen wäre, nur ahnten wir wohl nicht, wie dieser Weg aussehen würde.«

»Er hat einer Frau vertraut, das war sein Fehler. Sie nahm ihm den Gral und sein Alter, weil sie sich auf eine bestimmte Reise begeben wollte.«

Jane lachte auf. »Wieder eine Frau.«

»Er wird Avalon schon erreicht haben«, meinte Suko und wandte sich direkt an Myxin. »Bitte, sag uns, was ihr über Avalon wißt. Was ist mit euch?«

»Du schließt Kara mit ein, ich weiß. Gut, ich will es euch sagen. Wir haben keinen Kontakt. Es ist nicht so wie bei Atlantis, das wir durch die Magie der Steine bereisen können. Avalon ist einfach anders, glaube es mir, Jane.«

»Ihr könnt also nicht hin!« stellte Bill fest.

»Richtig.«

»Und dennoch habt ihr versucht, etwas zu unternehmen?« fragte der Reporter.

»Nicht ich – Kara tat es.«

»Was?«

Myxin setzte sich hin. Auch die anderen nahmen zögernd Platz.

»Ich bin gekommen, um mit euch darüber zu reden. Mir ist die Chance, nach Avalon zu reisen, versagt. Auf die Gründe kann ich nicht näher eingehen, weil sie zu vielschichtig sind und auch mit den beiden Welten zusammenhängen. Zudem stand ich einmal auf der anderen Seite. Bei Kara sieht es anders aus. Sie ist die Schöne aus dem Totenreich. Ihr Geist trieb durch Dimensionen, sie kann es sich leisten, gewisse Zeit- und Dimensionssprünge zu machen und versuchen, etwas für John zu tun.«

»Kann sie denn die Grenze nach Avalon überwinden?« erkundigte sich Jane direkt.

»Es ist unter gewissen Umständen möglich. Allein schafft sie es beileibe nicht.«

»Hat sie denn Helfer?«

Myxin lächelte schwach. »Jane, sie versucht, einen Helfer zu bekommen, ihn auf ihre, auf unsere Seite zu ziehen.«

»Wer ist es?«

Myxin ließ sich Zeit mit der Antwort. »Ich hoffe, ihr werdet nicht erschrecken, wenn ich euch den Namen sage.«

»Keine Sorge.« Bill Conolly lachte bitter auf. »Wir sind an Ärger

gewohnt.«

»Es ist der Spuk!«

Die Antwort hatte gesessen. Jane, Bill und Suko schauten sich an, Verständnislosigkeit in den Augen. Damit kam keiner zurecht, auch wenn sie noch so geübt im Querdenken waren.

»Kannst du uns das näher erklären?« fragte Suko.

Myxin hob die Schultern. »Es ist sehr simpel, denn Kara hat sich auf den Weg zum Spuk gemacht, um ihn davon zu überzeugen, daß er John Sinclair hilft.«

Tiefes Schweigen folgte. Lastend und bedrückend. Man schaute sich an. Keiner konnte mit der Erklärung so recht etwas anfangen.

Sie alle kannten den Spuk und wußten auch, auf welcher Seite er stand. Er zählte nicht gerade zu ihren Freunden, zudem hatte er besonders Kara übel mitgespielt, denn in seiner Hand befand sich der Trank des Vergessens, den Kara von ihrem Vater Delios kurz vor dessen Tod überreicht bekommen hatte. Ebenso wie das Schwert mit der goldenen Klinge. Beides sah sie als ein gewaltiges Erbe an.

»Der Spuk steht nicht auf unserer Seite. Er wird froh sein, wenn John Sinclair nicht mehr ist.«

»Wird er das wirklich?« fragte Myxin.

»Ja, was sollte ihn daran hindern?«

»Ist er nicht in gewisser Hinsicht eine neutrale Person. Mächtige Dämonien stehen gegen ihn, und er weiß, daß John ein Feind dieser Dämonen ist. Ich kann mich daran erinnern, daß er Kara ebenfalls schon aus der Klemme geholfen hat, als es gegen Magico ging, diese wahnsinnige Bedrohung. Ich an eurer Stelle würde die Chance durchaus ernst nehmen, was ich auch tue.«

»Wie stehen denn überhaupt die Chancen?« fragte Bill Conolly, der alles sehr realistisch sah.

»Ich weiß es nicht.«

Jane nickte dem Magier zu. »Hat Kara sich nicht bei dir gemeldet?«

»Nicht mehr.«

»Wie lange ist sie denn weg?«

Der kleine Magier lächelte in die Runde. »Was ist schon Zeit? Spielt sie überhaupt eine Rolle?«

»Und ob«, sagte Jane. »Vielleicht nicht für dich, aber wir leben mit der Zeit.«

»Das ist möglich, Freunde. Ich für mein Teil sehe das anders. Wir können nur abwarten.«

»Und irgendwann wird er hier auftauchen und sagen: Da bin ich, Freunde!« Bill schüttelte den Kopf. »Myxin, ich kann daran einfach nicht glauben. Karas Vorsatz in allen Ehren, nur glaube ich nicht daran, daß sie John retten kann.«

»Werft die Flinte nicht ins Korn, so sagt man doch bei euch. Ihr

unterschätzt Kara. Wenn sie will, kann sie Unmögliches leisten oder fertigbringen.«

»Das gestehen wir ihr gern zu.« Bill war nicht zu überzeugen.

»Nur hast du uns selbst gesagt, daß die Steine, Atlantis und auch Avalon verschiedene Paar Schuhe sind.«

»Dazu stehe ich auch jetzt.«

»Was soll deine schon irrwitzige Hoffnung.«

Myxin schaute Bill hart an. In seinen Pupillen gleißte ein grünes Feuer. »Wir sind Freunde, und Freunde sollten zusammenhalten. Habt ihr eine Chance gesehen? Wahrscheinlich nicht. Wir müssen unsere Karten auf Kara setzen.«

Jane hob die Schultern und strich durch ihr Haar. »Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig.« Sie ging zum Telefon und tippte Sarah Goldwyns Nummer.

Die Horror-Oma meldete sich mit den Worten: »Was ist mit John? Geht es ihm gut?«

»Das wissen wir nicht, Sarah.«

Die Horror-Oma atmete tief durch. »Dann tut es mir leid«, sagte sie leise. »Auch bei mir ist es nicht so gelaufen, wie ich es mir vorgestellt habe.«

»Überhaupt nichts?«

»Nein.«

Jane ließ nicht locker. »Nicht die geringste Spur?«

»Es gibt zwar einiges an Geschichten über Avalon, das ist auch alles. Keine konkreten Hinweise, wie man auf magische Art und Weise die Insel erreichen kann. Diesmal bin ich überfragt, Jane. Es tut mir für uns alle leid, besonders für John.«

»Ja, schon gut«, murmelte Jane und legte den Hörer wieder auf den Apparat.

Als sie sich umdrehte und die Freunde anschaute, wirkte ihr Gesicht wie versteinert.

Myxin steuerte noch eine Bemerkung bei: »Dann bleibst uns nur die Hoffnung Kara…«

***

Klebriger Leim bedeckte ihren Körper und fand seinen Weg durch die kleinste Lücken, um auf der Haut liegenzubleiben. Doch es war kein Leim, sondern die amorphen Schatten in der völlig lichtlosen Welt des Spuks, die Kara umhüllt hatten.

Sie war zu diesem Dämon »gereist«, um ihn um einen Gefallen zu bitten. Schwer genug war ihr dies gefallen, was tat man nicht alles für einen guten Freund?

Bisher hatte sich der Spuk ihr gegenüber nicht gezeigt. Das änderte sich nun, denn vor ihr schob sich aus der tiefen Finsternis etwas in

Karas Richtung.
Es waren zwei glühende Punkte…
Nein, keine Punkte, denn sie veränderten sich zu Ovalen, die an den Außenseiten spitz zuliefen.
Augen…
Kara kannte den Spuk. Sie wußte, daß er sich normalerweise nur als Schatten zeigte. Wenn er jedoch direkt sprechen und kommunizieren wollte, dann gab er sich diese gewisse »Blöße«, so daß für den Betrachter ein Zentrum zu erkennen war. Möglicherweise gehörten die Augen auch zur Urgestalt des Spuks, einem Echsenwesen, daß vor kaum zählbaren Jahren aus den Weiten des Alls auf die Erde gekommen war und sich dort behauptet hatte, als es noch keine Menschen gab.
»Hast du alles verstanden?« fragte Kara leise.
»Sicher.«
»Und wie hast du dich entschieden?«
Der Spuk antwortete nicht sofort. Das hatte er nicht nötig, schließlich war Kara zu ihm gekommen. »Wann mußt oder willst du denn Bescheid wissen?«
»Auf der Stelle!« Sie streckte beide Arme vor, als wollte sie den Schatten um etwas bitten. »Es geht um John Sinclair. Nur du kannst ihm noch helfen.«
»Falls ich es will.«
»Es ist deine Pflicht!«
Der Spuk lachte. Es war ein dröhnendes Geräusch, das von allen Seiten gegen Karas Ohren fegte. Sie hatte das Gesicht verzogen, zwinkerte mit den Augen und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten oder auch geflucht, aber der Spuk war Herr dieser Welt. Sie mußte sich ihm leider fügen.
Das Lachen verebbte. Die Schatten schienen es aufgesaugt zu haben. Eine Frage drang aus dem Dunkel hervor. »Wieso ist es meine Pflicht? Das begreife ich nicht.«
»Du hast noch etwas bei mir gutzumachen, denn du hast mir den Trank des Vergessens gestohlen.«
»Der wird auch bei mir bleiben.«
»Das bestreite ich nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du ihn freiwillig an mich abtreten willst. Ich habe dir nur einen Vorschlag gemacht. Es wäre auch für dich besser, wenn du auf ihn eingehen würdest.« Kara hoffte, den richtigen Ton getroffen zu haben. Noch immer kam sie sich vor wie in einem Gefängnis. Die Schatten waren um sie herum und drückten sie zusammen. Wie in einem absolut lichtlosen Gefängnis kam sie sich vor, ein magisches Zuchthaus, daß sie allerdings freiwillig betreten hatte.
Um John Sinclair zu retten, um ihn von der Nebelinsel wegzuholen,

gab es eine Chance. Der Trank des Vergessens, der ihr einmal gehört hatte, mußte dies bewirken. Nur er war in der Lage, Kara auf die Insel zu bringen. Alle anderen waren chancenlos.

»Du brauchst ihn mir nicht ganz zu überlassen«, erklärte sie. »Es reicht möglicherweise ein Tropfen. Ein Tropfen Ewigkeit, Spuk, der vieles verändern kann.«

»Wenn ich ihn dir geben würde, was würdest du dann unternehmen. Nur auf die Insel reisen?«

»Ja, denn meine wahren Reisen kann ich nur dann unternehmen, wenn ich den Trank des Vergessens eingenommen habe. Alles andere ist nur ein müder Abklatsch. Ich habe dir erklärt, daß es auch für dich besser ist, wenn John Sinclair am Leben bleibt. Seine Feinde sind auch deine Feinde, Spuk. Du solltest dich kooperativ zeigen.«

Der lichtlose Dämon freute sich. Kara bekam akustisch mit, wie er seinen Spaß hatte. Er gab ein Geräusch von sich, das wohl ein Lachen sein sollte, aber er redete auch.

»Ich will nicht so sein, Kara. Du hast zu mir Vertrauen gehabt, also werde ich auch in dich das Vertrauen setzen. Es ist abgemacht. Ich werde mich an deinem Kampf beteiligen. Ich werde dir einen Tropfen Ewigkeit geben.«

Bevor Kara sich bedanken konnte, schwebte etwas aus der Finsternis hervor. Zuerst sah es aus wie ein drittes Auge, doch der rote Punkt veränderte sich nicht. Er blieb in seiner Tropfenform. Von den Kräften des Spuks geleitet, schwebte er auf Kara zu, die ihren Kopf nicht zur Seite drehte.

Dann spürte sie die Berührung.

Ein Hauch nur, der über ihre Stirn hinwegglitt, noch einmal zurückkehrte und sich an einer bestimmten Stelle dicht unter dem Haaransatz festsetzte.

Kara sagte nichts. Sie wartete eine Weile, bevor sie die Hand hob und dorthin tastete, wo ein leichter Druck von außen her die Stirn berührte.

Mit der Fingerkuppe strich sie über die Perle oder den Tropfen hinweg. Das war der Tropfen Ewigkeit…

Kara hatte es nicht mehr für möglich gehalten, es noch zu schaffen, aber der Spuk war ihrem Wunsch letztendlich nachgekommen, weil er nachdenken konnte und wußte, daß Sinclairs Feinde oft genug auch seine waren.

»Reicht es dir?« drang die Stimme aus dem lichtlosen Dunkel.

»Ja«, gab sie flüsternd zurück, noch immer etwas benommen und unter dem Eindruck dieser für einen Dämon großen Tat stehend.

Der Spuk hatte sich von einem Tropfen getrennt, der zum Trank des Vergessens gehörte. Kara hatte es aufgegeben, ihn nach dem gesamten Trank zu fragen. Das hatte keinen Sinn mehr, der Spuk würde ihn

freiwillig nicht herausrücken. Durch den Besitz des Tranks besaß er auch die Kontrolle über mächtige Reiche, Dimensionen und über gewisse Zeiten.

Kara fühlte noch einmal nach, um sich zu vergewissern. Der Tropfen besaß eine körperfreundliche Wärme und schien aus der Haut gestiegen zu sein. Er paßte zu ihr wie ein kostbarer Diamant. Seine Kraft würde auf sie übergehen und sie noch stärker machen als der Ort zwischen den Flammenden Steinen.

»Geh und rette John Sinclair!« hörte sie die grollende Stimme.

»Und denke immer daran, wer euch geholfen hat.«

Kara nickte. »Noch eine Frage habe ich.«

»Ich warte.«

»John Sinclair ist durch ein schlimmes Schicksal zu einem alten Mann geworden. Er hatte seine Jugend und Spannkraft verloren. Sollte es mir tatsächlich gelingen, ihn zu retten, würde er dann seine Jugend wieder zurückbekommen?«

»Jugend?«

»Ich weiß, daß er kein Jugendlicher mehr ist. Aber sein normales Alter. Würde das klappen?«

Der Spuk war ehrlich. »Ich weiß es nicht genau. Manche Wege können zu Irrläufern werden. Ich würde sagen, daß du da auf dein Glück vertrauen solltest.«

»Und wo finde ich Avalon? Ich kann mir vorstellen, daß du noch nie dort gewesen bist.«

»Du hast nur eine Frage stellen wollen.«

»Ja, mir fiel nur eine ein.«

Sie konnte den Spuk nicht sehen, Kara bemerkte nur, wie sich das Augenpaar bewegte. »Avalon ist ein Land hinter dem Regenbogen. So haben die Menschen gesprochen. Die einen sehen sie als Insel des Glücks an, für die anderen ist es ein Totenreich.«

»Und was ist es wirklich?«

»Möglicherweise beides.«

Mit dieser Antwort wollte sich Kara nicht zufrieden geben. Es würde schwer genug für sie sein, das geheimnisvolle Eiland zu finden. Es gab keinen Motor, der sie hinführte, keinen Wegweiser, sie mußte sich allein auf ihre Gedanken und ihre innere Kraft verlassen.

»Noch etwas?« erkundigte sich der Spuk.

»Nein, das ist alles.«

»Dann wünsche ich dir Glück…«

Die Schöne aus dem Totenreich konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Derartige Worte aus dem Mund des Spuks zu hören, das war schon ungewöhnlich.

Sie konnte dem Dämon nicht einmal einen Dank abstatten, denn der Spuk verschwand ohne vorherige Ankündigung. Zwar sah sie noch die

beiden Augenovale, aber den Druck der feucht-klebrigen Schatten spürte sie nicht mehr. Es kam ihr vor, als würden Tücher von ihren Wangen gezogen werden. Plötzlich konnte sie sich wieder frei und normal bewegen. Die Schwärze vor ihr bewegte sich, und sie hatte den Eindruck, als würde sie tief in den Hintergrund dieser Dimension eintauchen.

Sie stand allein…

Verloren in der Unendlichkeit, ein menschliches Wesen eingekeilt zwischen den Zeiten.

Unbegreiflich…

Andere hätten den Verstand verloren, die Schöne aus dem Totenreich jedoch war es gewohnt, damit zu leben.

Der Spuk hatte sie allein gelassen. Jetzt kam es auf sie an, den richtigen Weg zu finden.

Konzentration war alles. Von den *flaming stones* her war sie es gewohnt, sich konzentrieren zu müssen, praktisch aus ihrer eigenen Haut zu fahren und zu einem Wesen zu werden, das einging in die Geschicke der Dimensionen. Hier, in dieser Unendlichkeit stehend, besaß sie nichts, was ihr eventuell geholfen hätte, da mußte sie schon selbst so eingreifen, daß Entfernungen – Raum und Zeit – zu lächerlichen Distanzen degradiert wurden.

Avalon!

Die Schöne aus dem Totenreich sprach in Gedanken. Sie konzentrierte sich nur auf diesen Ort, diesen einen Namen, das Eiland, das in der Unendlichkeit schwebte.

Sie mußte den Weg finden. Ihr sollten sich die Welten öffnen und sie hintragen.

Kara merkte, wie der Tropfen aus dem Trank des Vergessens anfing zu arbeiten. Nicht daß er sich in eine Säure verwandelt hätte, aber er begann zu pulsieren, zu zittern. Er brannte auf ihrer Stirn. Es schmerzte sie nicht, es war nur ein wundersames Gefühl, daß sich ausbreitete wie Wellen in einem Teich, dessen ruhige Wasserfläche von einem Stein in Bewegung geraten worden war.

Kara fühlte nach. Fingerkuppen tasteten die nähere Umgebung des Steins ab. Dort war die Haut um einiges wärmer als an den normalen Stellen. Magische Energie drang ein in ihren Kopf und pflanzte sich dort fort.

Sie hörte ihr Herz lauter schlagen, das Blut rauschte stärker durch die Adern, von ihrem Ziel ließ sich die Schöne nicht aus dem Totenreich ablenken.

Die Insel…

Wo lag sie? Wie konnte sie das Eiland erreichen, dessen Existenz sich durch zahlreichen Sagen und Legenden schwang? Gab es Avalon überhaupt? Kara kannte keinen, der mit ihr darüber konkret geredet

hätte. Trotz der Hilfe durch den Tropfen stiegen erste Zweifel in ihr hoch. Ein Zittern durchrann den Körper. Plötzlich fürchtete sie, alles falsch gemacht zu haben. Flüsternd sprach sie den Namen der Insel aus. Die Augen hatte sie weit geöffnet, als wollte sie jemand hypnotisieren. Die Gedankenkette um die Insel verstärkte sich noch weiter. Nur dieses eine Ziel besaß Kara. Sie wußte auch, daß sie sich beeilen müßte, denn die Energie des Tropfens hielt nicht ewig. Irgendwann würde sie verbraucht sein, und sie glaubte nicht daran, daß ihr der Spuk Nachschub liefern würde.

Etwas veränderte sich.

Urplötzlich kam sie sich vor, als würde sie von zahlreichen Händen getragen. Die Finsternis blieb zwar starr, trotzdem bewegte sie sich, und Kara trieb hindurch.

Weg, immer weiter weg…

»Avalon!« Sie flüsterte den Namen, während der Tropfen auf ihrer Stirn brannte, als würde er ein Feuer entlassen, dessen Flammenzungen die Stirn einhüllte.

Der Raum war unendlich groß. In ihm verlor sich die Zeit als relative Größe.

Es gab keine Richtungen, keine bestimmten Fixpunkte. Wenn sie Pech hatte, war sie verloren in der Unendlichkeit des Kosmos, in den Mühlsteinen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Es blieb ihr nur eines übrig.

Zu hoffen, daß die alten atlantischen Kräfte innerhalb des Tranks auch in einer anderen Zeit nicht ihre Wirksamkeit verloren…

***

Ich befand mich auf der geheimnisvollen Nebelinsel!

Es war kein Traum, keine Einbildung, kein Wunschdenken, sondern die reine Realität. Zudem konnte ich über das Eiland hinwegschauen, weil ich auf einem Berg oder einem Hügel meinen Standplatz gefunden hatte.

Ein blühendes Land lag vor mir. Zuerst verglich ich es mit Aibon, mußte diesen Vergleich allerdings gleich wieder kappen, denn das Land der Druiden war trotzdem anders als Avalon. In Aibon gab es mehr Grün, während hier auf Avalon die Farbenvielfalt überwog und zu einem blühenden Meer herangewachsen war.

Den Schattenreiter sah ich nicht mehr. Er hatte mich gebracht und war verschwunden, so schnell und plötzlich, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Ohne ein Wort des Abschieds und der Erklärung hatte er mich allein zurückgelassen, als wollte er mir die Chance geben, die geheimnisvolle Insel zu durchforschen.

Die Ereignisse der Vergangenheit lagen für mich nur einen winzigen Moment zurück, wobei ich gleichzeitig das Gefühl bekam, sie wären

meilenweit entfernt.

Seltsam…

Die Zeit spielte hier keine Rolle. Avalon war nicht von ihr abhängig. Ich wußte überhaupt nicht, ob auf diesem sagenhaften Eiland so etwas wie Zeit existierte. Man mußte die Nebel- und Toteninsel so hinnehmen, wie sie war.

Aber was war sie?

Eine Fluchtburg? Ein Land im Strudel zwischen den Dimensionen? Wenn ja, weshalb kam sie mir dann so lebendig vor, als würde ich mich auf der Erde befinden?

Das alles ging mir durch den Sinn, wobei ich verzweifelt nach Lösungen suchte und ich auf die Idee kam, daß Avalon möglicherweise eine wahr gewordene Halluzination war.

Was sich jemand vorgestellt hatte, mußte zur Realität geworden sein, denn ich glaubte nicht daran, daß es sich bei diesem Eiland um das Totenreich handelte, obgleich in alten Legenden darüber berichtet wurde, wonach König Artus auf diese Insel gegangen war, zu sterben und gleichzeitig ein neues Leben anzufangen.

Wenn ich auf der Insel stand, konnte es durchaus sein, daß ich auch dem sagenumwobenen König begegnete, unter Umständen das ebenfalls sagenumwobene Schwert Excalibur kennenlernte und möglicherweise auch Merlin, den geheimnisvollen Zauberer, der angeblich vom Teufel gezeugt worden und dennoch weise und gut geworden war.

Jetzt ärgerte ich mich darüber, daß ich nicht mehr über Avalon und den sagenhaften König Artus gelesen hatte. Ich wußte wohl, daß die Ritter der Tafelrunde, der König Artus vorstand, nach dem berühmten Heiligen Gral gesucht hatten, aber Einzelheiten über die Nebelinsel waren da auch nicht bekannt geworden, die erlebte ich jetzt hier.

Man hatte sie die Insel der Äpfel genannt. Dies nicht zu Unrecht, wie ich feststellte, als mein Blick über die Ebene hinwegstreifte, wo auf sattgrünem Gras die Bäume in einer prächtigen Blüte standen und das Gras selbst mit wunderschönen Blumen gefüllt war, so daß die Fläche aussah wie ein blühender Teppich.

Dazwischen existierten kleine Inseln, für mich nicht mehr als Augen, deren Oberfläche türkisfarben schillerte. Ein wunderschönes Gebiet, ein Land zum Träumen und Wohlfühlen, eine Insel, auf der es keine Gefahr gab.

Auch der blaue Himmel trug dazu bei. Nicht eine Wolke konnte ich entdecken. Er wirkte wie gemalt, und wer ihn anschaute, konnte nur lächeln und sich über diesen Anblick freuen.

Avalon war die Insel der Frische, der Regeneration – auch der Jugend? Denn alles an ihr kam mir jung vor. Möglicherweise lag es an der herrlichen Blütenpracht und an dem weiten Blick, den ich über die

Insel hatte, bis hin zu einem fernen Strand, wo die sauberen Wellen des Meeres in schaumigen Streifen ausliefen.

Von der Luft konnten die Menschen auf der Erde nur träumen. Sie war so etwas von klar und rein, daß man sie schon als unbeschreiblich ansehen mußte. Das war Balsam für die Lungen, da konnte der Mensch nur aufblühen, wenn er tief durchatmete.

Es erging mir nicht anders. Wenn ich Luft holte, kam es mir vor, als würde ich sie trinken und dabei regelrecht aufgepumpt werden.

Die Luft trug mich auf die Zehenspitzen, sie glitt mit mir fort, sie durchströmte mich als prickelndes Etwas, als wollte sie mich in die Weite des Landes hineintragen.

Ich hätte mich wohl fühlen können und müssen, wenn es nicht die furchtbaren Erinnerungen an jene Vergangenheit gegeben hätte, die erst kurz zurücklag.

An Melusine de Lacre, an den Gral und an meinen unbegreiflichen Alterungsprozeß.

Das war schrecklich. Ich hatte die Insel endlich entdeckt. Mir war etwas gelungen, von dem andere nur träumten.

Um welch einen Preis!

Mein normales Alter war dahin, ich erlebte Avalon als Greis und saugte nur den Anblick in mich auf, als Jungbrunnen sah ich die Insel nicht an. Ich blieb der alte Mensch, der sich zwar bewegte, aber nur von seiner Jugend oder von seinem normalen Alter träumen konnte.

Gab es ein Zurück?

Möglicherweise – wenn es mir gelang, den geheimnisvollen Kessel zu finden, in dem man als Toter hineinstieg oder hineingetragen wurde, um ihn als Lebender zu verlassen.

Der Wunderkessel kochte Tote lebendig. So stand es in den alten Legenden, so hatte es mir auch der Riese Brân gesagt, nur war er verschwunden, wobei ich kaum glaubte, daß er sich so bald wieder zeigen würde, um mich zum Kessel zu führen.

Wenn ich ihn erleben und sehen wollte, mußte ich mich schon allein auf die Suche machen.

Wie groß war Avalon? Zur einen Seite hin konnte ich schauen, wobei mir nicht bekannt war, ob ich nach Norden, Süden, Westen oder Osten sah. Hier war alles anders, zudem waren mir auch nicht die seichten Nebelstreifen verborgen geblieben, die sich nahe des Strandes aufgebaut hatten und dort eine dünne Schicht bildeten.

Nicht grundlos war Avalon auch die Nebelinsel genannt worden.

Hier oben stehenbleiben wollte ich auch nicht. Man hatte mir zwar mein eigentliches Alter genommen, doch ein Großteil meiner Aktivitäten war geblieben, auch wenn ich mich nicht so geschmeidig bewegte wie sonst.

Steine umgaben mich an der linken Seite. Sie bildeten einen Wall,

der später in einen Hügel überging, um auszulaufen in einen hohen Hang. Er endete auf einem Berggipfel, der sich vom Licht der Avalon-Sonne bestrahlen ließ und einen seidigen, matten Glanz bekam, wobei mich der Anblick an einen Spiegel erinnerte.

Ich haßte Spiegel. Die Erinnerung an die Szene im Bad war noch zu frisch. Dort hatte ich in den Spiegel geschaut und mich selbst ansehen müssen. Grausam und so realistisch hatte mir der Spiegel die Veränderung gezeigt. Ein altes Gesicht, mit einer müden, faltigen Furchhaut, die der Frische nur mehr nachtrauern konnte.

Wie grausam Avalon sein konnte, erlebte ich in den nächsten Minuten, denn die Steine blieben in meiner Umgebung, und auch deren Glanz veränderte sich nicht, so daß sie tatsächlich wie Spiegel wirkten und ich mich, wenn ich nach unten schaute, sah.

Ich begleitete mich selbst, denn die Steine gaben mein Gesicht wider. Die folgenden Yards entwickelten sich für mich zu einem regelrechten Spießrutenlaufen, denn ich sah stets die Abbildung meines altes Gesichts, mal wie es echt war, dann wieder verzerrt, wobei es auf die Stellung und den Lagewinkel der Steine ankam.

Avalon war eine Insel der Schönheit. In diesem Fall allerdings mußte ich passen, denn das Land hielt mir den Spiegel vors Gesicht, und der war grausam genug.

Den Weg konnte man nur mehr als eine Felsleiste bezeichnen. Er war nicht besonders breit. Rechts von mir kippte er in einem schrägen Winkel ab. Die Fläche bildete einen sanften Hang, dessen Grasbewuchs erst in einiger Entfernung begann.

Türme aus Gestein bildeten die Landschaft. Sie ragten sehr hoch, manchmal häuften sie sich zu regelrechten Wällen auf und besaßen Formationen, die mich an Kuppeldächer erinnerten, unter denen sich große Höhlen verbargen.

Automatisch suchte ich nach Spalten, kleinen Einschnitten und Eingängen.

Die blanken Wände zogen vorbei. Es waren zwar Spalten vorhanden, allerdings nicht so tief und breit, daß sie mich hätten aufnehmen können. Der Himmel behielt die Farbe bei. Obgleich die Sonne ihre warmen Strahlen niederschickte, sah ich sie selbst nicht. Keine goldene Scheibe stand inmitten des Himmels. Ich erlebte eine Wärme, die einfach vorhanden war und aus allen Richtungen kam.

Die Glätte des Gesteins blieb. Auch die »Spiegel«, die mein altes Gesicht wiedergaben. Sehr deutlich, beinahe wie gezeichnet, ich konnte meinem eigenen Anblick nicht entkommen.

Avalon war eine Insel der Rätsel. Wenn die alten Legenden und Sagen tatsächlich stimmten, dann mußte es auf diesem Eiland einen Ort geben, wo ich auch den geheimnisvollen König Artus finden konnte, vorausgesetzt, er hatte sich tatsächlich auf die Insel

zurückgezogen, um zu sterben oder den Weg durch den geheimnisvollen Wunderkessel zu gehen.

Ihn wollte ich natürlich finden. Wobei ich nicht glaubte, daß ihn viele Menschen vor mir gesehen hatten.

Mein Alter merkte ich schon. Normalerweise hätte mir der Weg keine Probleme bereitet. Locker hätte ich ihn genommen. In diesem Fall jedoch mußte ich mit gewissen Schwierigkeiten kämpfen, denn ich geriet, obwohl ich ziemlich langsam ging, einige Male außer Atem. Deshalb war ich froh, als auf der linken Seite, wo sich die glatten; spiegelartigen Felsen befanden, eine kleine Öffnung entdeckte. Diesmal konnte ich mich in den Spalt hineinschieben.

Ich blieb vor dem Eingang stehen und dachte darüber nach, wie ich mich verhalten sollte. Was mich in der folgenden Höhle erwartete, wußte ich nicht.

Es war möglich, daß ich mitten in eine Gefahr hineinlief. Zugleich konnte es auch sein, daß nichts von dem geschah und ich mich in einer normalen Höhle wiederfand.

Normal war sie nicht.

Bereits nach den ersten Schritten spürte ich etwas von der unheimlichen Atmosphäre, die das Innere gefangenhielt. Sie flößte mir seltsamerweise keine Furcht ein. Irgendwo hatte ich das Gefühl, nicht in Lebensgefahr zu geraten und wußte sehr gut, daß mich noch gewisse Überraschungen erwarteten.

Mit dem Ärmel wischte ich den Schweiß von der Stirn. Bei einem kurzen Stopp überprüfte ich meine Waffen.

Der Dolch und das Kreuz waren vorhanden. Wenn es darauf ankam, konnte ich mich verteidigen. Allerdings fragte ich mich, ob diese Waffen auf Avalon den Erfolg zeigten, den ich von ihnen gewohnt war.

Sehr vorsichtig schob ich mich weiter. Meine kleine Lampe brauchte ich nicht einzuschalten, denn in der Höhle war es nicht finster. Von irgendwoher drang Licht in den Felsenraum, als würde die Höhle Öffnungen oder Fenster besitzen.

Ich kam mir auf einmal sehr klein vor. Möglicherweise lag es an der Atmosphäre, denn sie strahlte etwas ab, das ich mit dem Begriff erhaben beschreiben konnte.

Das hier war eine andere Welt. Sie wurde von Kräften gespeist, die ich sonst nicht erlebte.

Vor mir öffnete sie sich. Den Zugang hatte ich hinter mir gelassen.

Mein Blick fiel hinein, und ich bekam große Augen, als ich den Umfang der Höhle mit meinen Blicken ausmaß.

Es war einfach phantastisch…

Ich wurde sofort an den Begriff Zentrum erinnert und konnte mir vorstellen, in einem Zentrum der Insel gelandet zu sein. Aus der Höhe

fiel wie ein breiter Vorhang das Licht. Als ich hinschaute, entdeckte ich hoch über mir eine Öffnung, die wie ein Krater in die Kuppe des Berges geschlagen worden war.

Herrlich anzusehen, eine Laune der Natur, vielleicht auch von Menschenhand geschaffen.

Mir kam es vor, als würde der Himmel über der Öffnung golden leuchten. Eine Sonne war nicht zu sehen, dennoch reichte das Licht aus, um die Felswände an den Innenseiten der Höhle genauer erkennen zu können.

Zuerst fiel mir nichts auf, aber ich ging näher heran und spürte das schnelle Klopfen meines Herzens, denn in die Felsen hinein waren Figuren geschlagen worden.

Man hatte sie von Künstlerhänden bearbeitet, damit sie nicht so roh und plump wirkten.

In der Höhlenmitte blieb ich stehen. Ein Schauer rann über meinen Körper. Ich hatte nicht einmal eine Frage gestellt, aber ich wußte, was ich hier sah.

Die in den Fels geschlagenen Gestalten konnten nur die sagenhaften Ritter der Tafelrunde sein.

Plötzlich war mein Hals trocken geworden. Auch wenn ich es gewollt hätte, ich hätte nicht reden können. Ich stand hier vor einem Denkmal der Legende, der Geschichte, der Sage. In dieser Höhle mischte sich alles zusammen, und dies zu begreifen, war auch für mich nicht einfach. Meine Knie zitterten. Ich fühlte mich überwältigt von dem Anblick der Ritter der Tafelrunde.

Durch meinen Kopf schwirrten einige Namen, zum Beispiel Lancelot.

Als ich die kleine Lampe hervorholte, zitterte meine Hand. Es bereitete mir Mühe, den Strahl ruhig zu halten und die Gesichter der Felsfiguren abzutasten.

Lebten sie?

Nein, das glaubte ich nicht, aber sie wirkten auf mich, als würden sie nur schlafen und jeden Augenblick darauf warten, aus ihrer Starre zu erwachen.

Plötzlich veränderte sich das Licht über meinem Kopf. Ich hatte es mehr gefühlt als gesehen, denn ein Schatten schob sich von oben her in die Höhle.

Automatisch hob ich den Kopf.

Diesmal drang nicht nur das Licht aus der Krateröffnung des Felsens. Dort hineingetaucht war eine Gestalt, die eine goldene Krone auf dem Kopf trug und deren Körper von einem langen, grünen Mantel verdeckt war. Die Gestalt war ein Mann. Im klaren Licht sah sein Gesicht ebenfalls sehr klar und scharf konturiert aus. Ich mußte zugeben, daß es ein ehrliches Gesicht war mit sehr männlichen Zügen und blondem, halblangen Haar, das unter dem Rand der Krone

hinwegfloß, wobei es mit seinen Enden die Schultern berührte.

Ein Mann mit einer Krone auf dem Kopf.

Es gab nur eine Erklärung für dieses Phänomen. Die Person, die mir da entgegenschwebte, war eine Sagengestalt, die es zwar gegeben hatte, um die sich zahlreiche Legenden rankten.

König Artus!

***

Stand sie eigentlich im See? Trat sie Wasser?

Melusine de Lacre wußte es nicht. Auf einmal kroch die Kälte wie Eisnadeln durch ihre Haut. Sie fand jede Pore, die Wärme des Wassers war verschwunden, und ihr Blut schien allmählich zu gefrieren.

Melu kam sich vor wie in einem Gefängnis und hatte nur Augen für das schreckliche Gesicht, das auf der Wasserfläche stand und sich nicht bewegte. Nur die Wellen umflossen es, mehr nicht, aber es war auch so gewaltig und furchteinflößend genug.

Ein sehr großer Kopf, kantig wie ein Stück Stein, der nur roh bearbeitet worden war. Wahrscheinlich stand der Körper mit den Füßen auf dem Grund des Sees, demnach mußte es sich bei dieser Gestalt um einen Riesen handeln.

Schlamm und Algen liefen als Schmier über die Frontseite hinweg.

Die Augen waren aus den Höhlen gequollen und sahen aus wie gewaltige Glotzer.

Das Gesicht besaß keinen Mund, dafür ein gewaltiges Maul. Es klaffte halb offen, und darüber stand die Nase wie eine Felskante.

Noch hatte sich das Gesicht nicht bewegt, auch der Mund blieb starr, aber Melusine konnte sich vorstellen, daß dieses Maul alles verschlucken würde, was sich ihm in den Weg stellte.

Es war einfach dazu gemacht, zu fressen und zu verschlingen. Die Gestalt hatte die Ruhe und die Beschaulichkeit des kleinen Sees brutal zerrissen. Seine übergroßen Augen wirkten auf Melu wie Steine, deren Oberfläche glatt geschliffen worden waren.

Sie fixierten die junge Frau!

Sehr starr schauten sie hin. Melu schauderte, weil sie den Blick nicht länger ertragen konnte. Er war so taxierend und gleichzeitig auch endgültig.

Plötzlich bewegte sich das Wasser zwischen ihr und dem Gesicht.

Es warf kleine Wellen. Melusine sah den Grund nicht. Der aufgewühlte Schlamm hatte das Wasser undurchsichtig gemacht. Ihr konnte sich etwas nähern, ohne daß sie es erkannte.

Ohne vorherige Warnung strich etwas widerlich kalt über ihre nackten Beine hinweg. Es kam ihr vor, als wäre sie von irgendwelchen Pflanzenresten oder Unterwasserlianen berührt worden.

Dieses seichte antochieren riß Melusine aus ihrer Erstarrung. Es

machte ihr klar, daß sie so schnell wie möglich weg mußte, noch hatte der Riese sie nicht geholt.

Melu holte tief Luft. Dabei öffnete sie den Mund, als wollte sie schreien. Sie schrie auch, denn mit einer wahren Brachialgewalt tauchte aus der Tiefe etwas in die Höhe und durchbrach die Wasserfläche.

Eine Hand!

Aber was für eine.

Furchtbar anzusehen, allein weil sie so riesig war. Darin konnte Melu verschwinden, und sie erinnerte sich an den Schattenreiter, der ihr den Weg zur Insel gezeigt hatte. Auch er hatte eine derart große Hand besessen, nur hatte die Melu nicht die schreckliche Angst eingejagt, wie die neue, auf deren graue, nasse und leicht grünlich schimmernde Fläche sie schauen konnte. Die Finger zeigten sich leicht gekrümmt, als wollten sie jeden Augenblick zupacken und das Opfer in die Tiefe des Sees drücken.

Die Hand verdeckte Melu den Blick auf das Steingesicht. Deshalb konnte sie nicht sehen, ob es sich bewegte oder etwas in den Augen auf einen Angriff hindeutete.

Das Erscheinen der Hand allerdings hatte ihr klargemacht, wie dieser Riese seine Aufgabe sah. Sie glaubte nicht daran, daß er Gnade walten lassen würde.

Melu wollte weg!

Sie drehte sich nicht, dafür schleuderte sie ihren Oberkörper nach hinten, um als Rückenschwimmerin das Ufer zu erreichen. Sie ärgerte sich jetzt darüber, so weit auf den See hinausgeschwommen zu sein. Der Riese brauchte seinen Arm nur halb vorzustrecken, dann hatte er sie erwischt.

Melu schwamm um ihr Leben. Die Furcht verlieh ihr gewaltige Kräfte. Die Arme der jungen Frau bewegten sich wie Schaufeln, die in eine kreisförmige Bewegung geraten waren, mal aus dem Wasser hervorzutauchen und im nächsten Augenblick wieder unter der Fläche verschwanden. Sie führte einen verzweifelten Kampf um Zeit und Distanz, wobei sie durch den hochgeschleuderten Wasserteppich manchmal die Riesenhand nicht mehr sah oder nur als Schatten.

Und der schlug zu.

Für Melu verdichtete er sich. Sie wollte schreien. Wasser drang in ihren Mund, so daß der Schrei in einem mächtigen Husten erstickte.

Der Anfall war noch nicht vorbei, als die Hand sie erwischte und eisenhart Zugriff.

Melu kam sich vor wir unter einer tonnenschweren Last begraben, obwohl sie die Finger noch nicht zusammenquetschten. Aber der Druck preßte sie unter Wasser. Da sie die Augen nicht geschlossen hatte, nahm sie für einen Moment die völlig andere Welt wahr.

Eine Mischung aus Wolken und trübem Glas, so jedenfalls kam ihr die Tiefe des Sees vor.

Melu bewegte ihre Arme. Sie rollte sich unter Wasser auf die Seite, weil sie durch Kraulstöße glaubte, der Riesenhand letztendlich noch entkommen zu können.

Nein, das schaffte sie nicht.

Wahrscheinlich waren es nur zwei Finger, die zugegriffen hatten, und genau die preßten sich um ihren rechten Fußknöchel und hielten sie eisern fest.

Sosehr sich Melu auch bemühte, entkommen konnte sie nicht mehr. Der Druck dieser beiden Finger war einfach zu stark. Zudem hob der Riese seinen Arm an.

Was so spielerisch aussah, war für Melu der Inbegriff des Schreckens. Er hob sie kurzerhand in die Höhe, als wäre sie ein Nichts.

Eingehüllt in eine Wasserfontäne verließ sie den See und schwebte plötzlich über den zitternden Wellen.

Sie hing mit dem Kopf nach unten, durch zwei Finger am Fuß gehalten. Sie schrie, während das Wasser über ihren Körper rann und die Tropfen in den See zurückklatschten.

Die Angst verdichtete sich zur Panik, die wie ein gewaltiger Druck in ihr hochschoß. Über dem Wasser schwebend hatte sie fast mit dem Leben abgeschlossen, sie sah die Fläche als einen tanzenden Teppich, der Wellen geschlagen hatte, und der Riese kannte mit ihr kein Pardon.

Er schleifte sie mit.

Dabei nahm er keine Rücksicht auf ihre Haltung. Den Kopf nach unten zerrte sie die unheimliche Gestalt über die Wasserfläche hinweg, und schon sehr bald veränderte sich der Grund. Melu sah kein Wasser mehr, sie schwebte über die Wiesen hinweg, sah unter sich das Geäst der blühenden Bäume und dachte daran, daß es wohl keinen gab, der ihr helfen konnte.

Für einen Moment erinnerte sie sich an den Schattenreiter. Er wäre der einzige gewesen, der ihr eine Chance gegeben hätte, aber Brân war nicht mehr da.

Es war für sie ein Fliegen über Avalon hinweg. Das Blut war längst in ihren Kopf geflossen, sie spürte den ungeheuren Druck an der Stirn, und sie hing auch nicht nur senkrecht mit dem Kopf nach unten, denn bei ihrer Reise pendelte sie hin und her, was das Gefühl des Schwindels noch vermehrte.

Zudem hörte sie die stampfenden Geräusche, wenn der Riese seine mächtigen Füße beim Gehen auf den Boden setzte. Dann kam es ihr vor, als würde der Untergrund vibrieren.

Was der Riese mit ihr anstellen würde, konnte sie nicht sagen. Jedenfalls rechnete sie mit einem Ende ihres Lebens, und das steigerte

ihre Angst noch mehr.

Durch ihre Lage konnte sie nicht erkennen, wohin sich der Riese mit seiner Beute bewegte, aber der Boden blieb nicht mehr so saftig und grün. In Melus Blickfeld erschienen die ersten Schatten. Gewaltig und dunkel, dabei leicht glänzend wie Spiegel.

Die waren es nicht, sondern Steine. Sie konnte sich selbst sehen, wie sie zwischen den beiden Fingern des Riesen hing und von einer Seite zur anderen pendelte.

Längst war ihr schlecht geworden, und sie wünschte sich plötzlich ihr altes Leben zurück, auch wenn sie es nur als Blinde erlebt hatte.

Radikal änderte sich für Melu alles.

Der Riese hatte nur seine Hand zu schlenkern brauchen, um seinem Opfer eine andere Haltung zu geben. Melu verlor die Kopflastigkeit, die Kraft schleuderte sie in die Höhe, dann war auch der Druck der beiden Finger verschwunden.

Sie schwebte in der Luft, überschlug sich dabei und wäre auf dem Steinboden zerschmettert, hätte der Riese seine gewaltige Hand nicht ausgestreckt, um sie aufzufangen.

So landete das Mädchen auf dem Handteller. Stumm kippte Melu zurück, bis sie gegen einen Widerstand stieß. Sie konnte nicht sehen, daß der Riese seine Finger senkrecht gestellt hatte, um sie abzufangen. In dieser Haltung blieb Melu stehen.

Ihr kam es wie ein Wunder vor, daß sie noch lebte. Automatisch tastete sie ihren Körper ab. Sie schämte sich plötzlich wegen ihrer Nacktheit, aber es war noch alles vorhanden, nichts gebrochen oder geprellt. Der Riese war trotz allem noch behutsam mit ihr umgegangen, und das gab ihr irgendwo Mut.

Er wollte etwas von ihr. Mit einer fahrigen Bewegung wischte sie Wasser aus Gesicht und Augen, weil sie etwas erkennen wollte.

Die gewaltige Gestalt neigte ihren Kopf. Zunächst kam es Melusine vor, als sollte sie von einem Schatten zerdrückt werden, dann kristallisierte sich das Gesicht der Gestalt heraus. Sie sah die graue Fläche, die kalten, etwas spiegelnden Augen, den Mund, den man nur mehr als Mund bezeichnen konnte, und Zähne, die ebenfalls wie Steine wirkten und alles zermalmten.

Melu zitterte vor Angst, nur konnte sie nicht fliehen, und es gab auch kein Versteck auf der Handfläche.

Über ihren Körper rann ein Schauer, der sich zu einer Gänsehaut verdichtete.

Die junge Frau bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Der Riese glotzte sie kalt an, und seine Augen besaßen nicht einmal Pupillen.

Die waren glatt wie Steine.

Melu kam allmählich zu Atem. Sie überwand ihre Furcht auch, war nahe daran, eine Frage zu stellen, als der Riese ihr abermals

zuvorkam, die Hand, auf der sein Opfer stand, senkte und Melu vorsichtig wie eine feine Porzellanpuppe abstellte.

Der Boden unter ihr war glatt und strömte eine gewisse Wärme aus, die sie an ihren nackten Füßen spürte.

Melu riß sich zusammen und schaffte es, sich umzuschauen. Sie fand sich in einer Felslandschaft wieder, die auf sie den Eindruck machte, als wäre sie glatt geschliffen worden.

Die Felsen oder gewaltigen Steine wirkten so, als wären sie von mächtigen Händen aufeinandergetürmt worden. Die Gegend erinnerte sie an ein Bauwerk.

Sprechen konnte sie nicht. Etwas drückte ihre Kehle zu. Die Lippen zitterten, und die Angst war wie eine Klammer, die ihren Körper einfach nicht losließ.

Um den Kopf des Mächtigen erkennen zu können, mußte sie ihren weit in den Nacken zurücklegen. Sie schaute hoch und hatte den Eindruck, gegen einen Turm zu sehen, der mit einem Menschenkopf bestückt war. Auch der Riese glotzte auf sie nieder. Er bekam mit, wie schwer Melu Luft holte und wie schwer es ihr auch fiel, die Frage zu stellen, die ihr auf dem Herzen brannte.

»Wer bist du?«

Der Riese hatte die Frage gehört. Er verstand zudem ihre Sprache und antwortete.

»Man nennt mich Dyfur.«

Melu nickte und schluckte zugleich. »Den… den Namen habe ich noch nie gehört. Ich kann damit nichts anfangen. Das mußt du mir glauben. Ich weiß es einfach nicht …«

»Aber du kennst Brân?«

»Ja…«

»Das ist mein Bruder. Der Schattenreiter und ich sind Geschwister, klar?«

Eigentlich hätte sie jetzt aufatmen können, sie tat es nicht, weil sie Dyfur nicht traute. Mochte er Brân auch seinen Bruder nennen, allein, sie wußte selbst, wie unterschiedlich Geschwister sein konnten.

Da war es durchaus möglich, daß es einen Guten und einen Bösen gab. Und so sah sie es auch.

»Ich möchte zu ihm.«

Dyfur lachte. Es hörte sich für Melu an, als würde über ihr ein Gewitter toben. »Das kann ich mir denken, daß du zu ihm willst, schließlich hat er dich geholt. Aber ich bin nicht er, das mußt du begreifen. Ich bin Dyfur, wir sind verschieden. Er ist der Hüter des Wunderkessels, er kocht die Toten lebendig, ich aber bin genau das Gegenteil von ihm, wenn du begreifst.«

»F… fast …«

»Dann will ich es dir sagen und dich nicht über dein Schicksal im

unklaren lassen.« Der Riese senkte seinen mächtigen Schädel. »Ich gehöre zu denen, über die auch in deiner Welt manchmal gesprochen wird. Denn ich bin der Fresser. Ich verschlinge Menschen, ja, du kannst mich als einen Menschenfresser bezeichnen. Weißt du nun, welches Schicksal dir bevorsteht?«

Melu hatte nicht damit gerechnet, blaß werden zu können. In diesem Fall wurde sie es. Die junge Frau merkte, wie ihre Beine nachgaben und der Schwindel sie wie ein gewaltiger Wirbel erfaßte, als wollte er sie in die Tiefe der Felsen zerren. Ihre Augen waren naß geworden, die Tränen schossen hervor und vermischten sich mit den Wassertropfen auf ihrer Haut. Sie zitterte von den Füßen bis zu den Haaren, bekam Schweißausbrüche und ging so weit zurück, bis die nackte Haut ihres Rückens die warme Felswand berührte, wo sie sich abstützen konnte.

»Warum?« hauchte sie.

Der Riese hatte sie trotzdem verstanden. »Ich will dir eine Antwort geben, meine Liebe. Ich verschlinge die Menschen und warte darauf, daß es welche gibt, die den Weg in diese Welt finden. Wer immer nach Avalon kommt, der wird von mir verschluckt, denn auch ich muß leben!« Wieder lachte er auf, rieb dabei seine Handflächen gegeneinander, was sich anhörte, als würden Steine übereinanderschaben. »Das Schicksal hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Zwei unterschiedliche Brüder, verschieden wie Feuer und Wasser, die nach bestimmten Regeln leben.«

»Deine bedeutet Tod, nicht?«

»So ist es.«

»Warum?«

Melu bekam eine schlichte Antwort. »Weil der Tod zum Leben gehört, deshalb.«

Sie hatte Mühe, ihre Erregung zu verbergen. »Und deshalb tötest du? Bist du ein Richter oder Henker?«

»Beides.«

Sie senkte den Kopf. Ihr fiel einfach nichts mehr ein. Gegen diese Argumente kam sie nicht an, und sie merkte, wie über ihren Rücken eine Gänsehaut lief. Immer wieder, immer wieder neu. Die Angst konnte sich einfach nicht anders artikulieren.

Dennoch wunderte sie sich, daß sie eine Frage stellen konnte, auch wenn die Worte nur gequetscht aus ihrem Mund drangen. »Wo wirst du mich töten?«

»Nicht hier.«

»Gibt es einen bestimmten Platz?«

Der Riese öffnete sein Maul und konnte ein Lachen nicht verkneifen. »Ja, diesen Platz gibt es. Ich bezeichne ihn als den Mittelpunkt der Insel. Dort wird gelebt, dort wird gestorben. Dort gehen die Toten in

den Kessel, um als Lebende wieder hervorzukommen. Ich aber setze das Gegengewicht, denn ich verschlinge euch, und niemand wird mich daran hindern, auch mein Bruder nicht.«

Melusine schwieg. Sie tat auch nichts, als sich der Schatten über sie senkte, Gestalt annahm und zu einer Hand wurde, deren Finger sie umfaßten.

Ebenso mühelos wie beim erstenmal wurde sie auch jetzt in die Höhe gehoben. Auf einmal schwebte sie über dem Grund und sah ihn als schwankenden Boden unter sich, als der Riese sie bewegte.

Seine Hand zitterte nur, wobei diese Bewegungen ausreichten, um das Opfer hin- und herschwingen zu lassen wie einen Klöppel in der Glocke.

Der Riese drehte sich gelassen herum. Dennoch kam sich Melu vor, als würde sie in einer Zentrifuge hocken, aber nicht hinausgeschleudert werden.

Sie blieb in der Klammer…

Und der Riese ging mit ihr weiter. Bei jedem Fußtritt hörte sie das leichte Grollen. Die Hand hatte sich fast zu einer Faust geschlossen; Melu schaute nur mehr mit dem Kopf hervor. Von der Umgebung bekam sie kaum etwas mit, weil diese sich vor ihren Augen hin- und herbewegte und zu einem tanzenden Kreisel wurde, wenn sich die mächtige Gestalt bei ihrem Marsch drehte.

Die unmittelbare und steile Felsregion der Berglandschaft verließen sie und gelangten in ein anderes Gebiet, das ebenfalls einen bergigen Charakter zeigte, aber dennoch weiter auseinanderlief, die Höhen nicht mehr so steil gegen den Himmel ragten, die Täler mehr weiten Schüsseln glichen, in denen sich Staub und Dämpfe gesammelt hatten. Eine fiel ihr selbst in ihrer schlimmen Lage auf.

Sie war besonders weit und besaß tatsächlich die Form eines Kessels. Was sich dort unten befand, konnte sie nicht erkennen, weil dichte Nebelschwaden vom Grund her in die Höhe stiegen und einen Großteil der Sicht nahmen.

Dyfur hatte es ihr nicht gesagt, doch sie ging davon aus, daß dieses Nebelgebiet nur der Wunderkessel sein konnte. Wenn sich der Nebel an den Seiten etwas gelichtet hatte, wurde ihr Blick frei auf die Ränder, die in einer ungewöhnlichen Farbe schimmerten. Sie bestand eigentlich aus zwei Komponenten.

Grün und Gold…

Beide waren eine Mischung eingegangen, die auf den Betrachter kostbar wirken mußte.

Auch wenn sie hätte sprechen wollen, es wäre ihr nicht gelungen, eine Frage zu stellen. Ihr Hals saß voller Schleim, der gegen die Stimmbänder drückte.

Manchmal beugte sich der Riese beim Gehen vor. Dann klammerte

sich Melu an seinem Finger fest, weil sie das Gefühl überkam, in die Tiefe zu rutschen.

Sie blieb auf seiner Hand, auch dann, als er seinen Weg änderte und sich nach links wandte, um über eine Felsenbrücke zu gehen, die zwei verschiedene Gebiete innerhalb der urwüchsigen Landschaft miteinander verband.

Wenn er den Weg fortsetzen würde, mußten sie sehr bald den Rand des Zauberkessels erreicht haben.

Dort würde sie ihr Ende finden…

Der Riese ging nahezu vorsichtig mit ihr um, vielleicht wollte er ihre Qualen verlängern und ihr zuvor noch zeigen, wie schön das Leben sein konnte.

Behutsam stellte er Melusine de Lacre auf dem Boden ab und drehte sie so herum, daß sie über das Land und auch über den Kessel hinweg schauen konnte, bis hin zu den weiten Flächen mit den blühenden Apfelbäumen und dem Strand dahinter, wo die Wellen als weiße Schaumstreifen anliefen.

Es war die wunderschönste Seite der Insel, obgleich sie auch an diesem neuen Ort keine Gefahr spürte. Wäre der Schatten des Riesen nicht über sie gefallen, hätte sie sich wohl gefühlt. So aber steckte die Furcht vor dem Ende tief in ihr.

Dyfur, dessen Größe sie nicht einmal geschätzt hatte, beugte sich wieder vor. Dabei streckte, er seine mächtige Hand aus. Sie und der Arm besaßen die graue Farbe der Felsen. Mit dem Zeigefinger deutete er gegen den Zauberkessel. »Schau hinein«, sagte er. »Du stehst günstig, wie diejenigen, die als Tote hineingelangen, um durch die uralten Kräfte wieder ihr Leben zu erringen.«

»Wohin gehen sie dann?«

»Sie bleiben auf Avalon, aber sie sind nicht mehr tot. Ich bin der eigentliche Tod der Insel, weil ich einen Gegenpol zu meinem Bruder bilden muß.«

»Und König Artus? Ist er nicht auch nach Avalon gegangen, um zu sterben und gleichzeitig das ewige Leben zu erlangen?«

»Das stimmt schon.«

»Dann kann ich ihn sehen?«

»Nein, er hat sich zurückgezogen und kommt aus seiner Region kaum hervor.«

Wieder zerbrach eine Hoffnung. Melusine de Lacre schaute nach vorn und gleichzeitig in die Tiefe, wo der geheimnisvolle Nebel durch den Kessel wallte.

Es war seltsam, aber sie fühlte sich nicht einmal von ihm abgestoßen. Sie suchte nach einem Vergleich, wie ihr der Kessel vorkam.

Konnte sie ihn als einen Jungbrunnen bezeichnen?

Jedenfalls so ähnlich. Vielleicht war dieser Zauberkessel der Traum

aller Menschen, eine ewige Jugend zu erlangen, nicht mehr zu altern und das Leben endlos zu genießen.

Sehr genau schaute sie in den Nebel und hatte dabei den Eindruck, als wäre er mit dem in ihrer Welt nicht zu vergleichen. Sie hatte ihn zwar als Blinde nie gesehen, jedoch oft genug beschrieben bekommen. Dieser hier mußte einfach anders ein, weil er nicht nur aus wallenden Wolken bestand, sondern aus hellgrauen, schattenhaften Figuren, die manchmal menschliche Umrisse besaßen.

Waren es die Geister?

Dyfur wollte sein Vorhaben zu Ende bringen. Seine mächtige Hand hatte sich Melu genähert. Sie war halb geöffnet und bildete um sie einen vorn offenen Fluchtweg.

Als halbe Faust war sie präsent. Würde sich die Faust schließen, dann mußte Melu mit ihrem Leben abbrechen.

Sie wunderte sich darüber, daß sie so ruhig blieb und es sogar schaffte, den Kopf zu sehen.

Aus ihrer schrägen Lage blickte sie hoch in das Gesicht des Riesen, wo die Augen ebenso übergroß geworden waren wie das offenstehende Maul.

Zum erstenmal sah sie auch eine Zunge, deren Anfang zwischen den beiden Kieferreihen hin- und herschlug.

Die dabei entstehenden klatschenden und schmatzenden Geräusche zeugten von der perversen Vorfreude, die der Riese empfand.

»Verschlingen werde ich dich, ja, verschlingen…«

»Nein, das wirst du nicht…«

Selbst Dyfur erschrak, Melusine de Lacre natürlich nicht minder, denn mit diesem Eingreifen und dieser Stimme hatte keiner von ihnen gerechnet. Sie war aus dem Nebel des Zauberkessels gedrungen, und Melusine de Lacre glaubte, ihren Ohren nicht trauen zu können, denn die Stimmen kannten sie.

Nicht eine Person hatte gesprochen, es waren zwei gewesen.

Ihre verstorbenen Eltern!

***

Es geschah zunächst nichts. Melusine de Lacre blieb unbeweglich stehen, und selbst Dyfur zeigte keine Reaktion, denn damit hatte er nicht gerechnet.

Beide starrten gegen den Nebel des unter ihnen liegenden Zauberkessels, aus dem die Stimme geklungen war.

Dort wallten die Wolken, da zeigten sich Gestalten, aber es war doch zu erkennen, daß sich zwei geisterhafte Umrisse besonders hervorhoben. Sie lösten sich von den übrigen, grauen Wolken, obwohl sie noch zu ihnen gehörten.

Nicht nur die grauen Umrisse zeigten sich. In sie hinein waren andere

Konturen geboren worden.

Geister…

Melu war sprachlos. Ob die bleichen Geistgestalten ihre Eltern waren, wußte sie nicht zu sagen. Sie hatte sie nie sehen können und sich stets nach den Stimmen gerichtet.

Diese hier hatten sie nicht getrogen. Sie war tatsächlich von ihren Eltern angesprochen worden, die der Tochter etwas sagen und sie vermutlich retten wollten.

»Was werde ich nicht?« fragte Dyfur.

»Sie töten…«

Wieder drang aus seinem Maul ein gellendes Lachen. »Wer erlaubt sich, mir Vorschriften zu machen?«

»Melusines Eltern.«

»Was? Ihr seid…« Der Riese sprach nicht weiter, er war zu überrascht.

»Ja, wir sind es.«

»Wieso? Wie ist es möglich, daß ihr nach Avalon gelangt? Ihr gehört nicht auf diese Insel.«

»Jeder, der von Avalon stammt, gehört wieder auf die Insel. Wir sind von ihr gekommen und hinausgetreten in die sichtbare Welt. Nach unserem Tod verließen die Geister die Körper, um sich hier wieder einzufinden, wo unser Platz ist.«

Melusine hatte die große Gefahr vergessen, in der sie schwebte. Sie besaß nur Augen für die beiden nebulösen Gestalten, die sich als ihre Eltern identifiziert hatten. Geister, die in der Lage waren, zu sprechen. Das hätte sie nie für möglich gehalten, wenn die eigentlichen Körper verschwunden waren.

»Ihr werdet mich retten, nicht wahr? Ihr seid erschienen, um mich zu retten.«

»So ist es!« wisperte es Melu geheimnisvoll entgegen. »Dies ist kein Ort des Schreckens. Hier ist der Platz, um zu leben und nicht, um zu sterben.«

Hoffnung durchströmte die junge Frau. Sie hatte ihre Eltern über alles geliebt und es nicht einmal über das Herz gebracht, sie in die kalte Erde zu versenken. So waren sie im Keller des Hauses aufgebahrt geblieben, auch wenn die Leiber allmählich verwesten.

Der Dunst über dem Kessel hatte sich nicht mehr verdichtet. Auch andere Gestalten zeigten sich nicht, nur die beiden de Lacres machten die große Ausnahme. »Es ist unser Platz«, erklärten sie noch einmal, »denn unser Ahnherr Julien de Lacre hat den Weg nach Avalon gefunden und ihn für seine Generationen freigemacht. Er kehrte auf die Insel zurück und wurde zu deren Wächter, dem Schattenreiter, der in den Sagen und Legenden als Brân einging. Nur wenige kennen seinen richtigen Namen, wir aber wissen Bescheid. Er kann es nicht

zulassen, daß du getötet wirst, Melusine.«

Die junge Frau war völlig durcheinander. Sie wischte über ihre Stirn, zwinkerte mit den Augen und dachte daran, was sie an Neuigkeiten erfahren hatte.

Der Schattenreiter, der sich Brân nannte, war in Wirklichkeit ihr Ahnherr und einer der ersten Menschen, die den Weg nach Avalon gefunden hatten.

Sie konnte es nicht fassen, dann mußte Dyfur, der Bruder, ebenfalls ein de Lacre sein.

Melu drehte sich behutsam um. Sie wollte den Riesen nicht durch eine zu hastige Bewegung reizen. Die Frage stand schon in ihren Augen geschrieben, und der mächtige Schädel senkte sich ihr entgegen, während sich das Maul zu einem breiten Spalt verzog.

Er gab ihr eine Antwort. »Ja, ich bin ein de Lacre gewesen, aber das ist in einer Zeit geschehen, an die ich mich nicht mehr erinnern will. Ich habe einen anderen Namen angenommen, was auch mein Bruder tat. Damit hast du nichts zu tun, auch wenn du eine de Lacre bist, wirst du deinem Schicksal nicht entgehen. Wir haben damals verschiedene Wege gewählt, die müssen wir einhalten.«

Melusine hatte längst erkannt, wie ernst es dem Riesen mit seiner Rede gewesen war. Ihr blieb nur die Flucht nach vorn übrig. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Zu verlieren hatte sie nichts mehr. Sie stand dicht am Rand des Zauberkessels. Um in ihn hineinzufallen, brauchte sie nur einen Schritt zu gehen, sich abzustoßen und einfach in den Nebel hineinzuspringen. Sie hoffte dabei auf die Hilfe ihrer Eltern, damit deren Geister sie ab- und umfingen.

»Ich komme!« schrie sie und stieß sich ab.

Ihr Körper beschrieb einen Bogen, kippte dann nach vorn, und sie wäre mit den ausgestreckten Armen zuerst in den Nebel eingetaucht wie ein Schwimmer in den Pool.

Melu spürte bereits die warmen Arme des Dunstes, die sie umfingen wie luftige Kleidungstücke, als das dicke Ende nachkam. Diesmal grausam und unabweichlich.

Dyfur hatte nur seinen Arm auszustrecken brauchen. Er war gewaltig, er war lang und groß.

Die Hand wurde zur Klammer!

Im Sprung schaffte sie es, Melusine de Lacre zu umfassen. Melu spürte den Druck, der ihren Körper zusammenpreßte und ihr sogar die Luft zu einem Schrei nahm.

Gleichzeitig hörte sie das häßliche Lachen. Für sie persönlich war es der Anfang vom Ende. Jetzt bewahrte sie nichts mehr davor, von Dyfur verschluckt zu werden…

***

Die geisterhafte Gestalt des König Artus schwebte über mir, aber sie kam nicht näher. Auf halbem Wege blieb sie stehen, mit ihren festen Umrissen innerhalb des Lichtfächers. Sie senkte nur den Kopf und schaute auf mich nieder.

Wie sollte ich meine Gefühle Artus gegenüber beschreiben! Ich wußte es nicht.

Mein eigenes Schicksal war zurückgedrängt worden. Ich dachte auch nicht mehr an den Alterungsprozeß, den ich durchgemacht hatte, denn mein Denken drehte sich um die geheimnisvolle Gestalt mit der Königskrone. Die Legenden und Sagen, die sich mit dem König beschäftigten, entsprachen also der Wahrheit. König Artus war es gelungen, den Weg nach Avalon zu finden, um hier auf der Insel das ewige Leben zu erlangen. Er hatte sich einen Platz ausgesucht, der ihm einfach nicht fremd sein konnte, weil er von den versteinerten Rittern seiner Tafelrunde umgeben war. Erzogen war er von dem geheimnisvollen Zauberer Merlin. Er hatte ihn eingeweiht in die Künste der Magie und Zauberei, so daß ich mich automatisch fragte, ob ich dem Zauberer ebenfalls auf dieser Insel begegnen würde.

Der König bewegte sein Gesicht. Keine Falte erschien darin. Er mußte die ewige Jugend besitzen, sonst wäre sein Gesicht längst mit dem Anblick eines eingeschrumpften Apfels zu vergleichen gewesen.

Ohne ein Wort zu sprechen, glitt er aus der Höhe dem Boden dieser Höhle entgegen.

Ich merkte sehr genau, daß sich hier etwas getan hatte. Nicht nur äußerlich und sichtbar durch das Auftreten des Königs, auch das Fluidum war ein anderes geworden.

Etwas durchschwirrte die Höhle, das ich nicht fassen und erklären konnte.

Eine geisterhafte Botschaft, lautlose Stimmen – so paradox dies auch erscheinen mag. Ich hörte sie in meinem Hirn, es war ein leises Summen und Singen.

Dabei achtete ich auch darauf, ob sie mir eine Gefahr brachten. Die war nicht zu spüren.

Artus schwebte immer tiefer und hatte schon bald den auf dem Boden abzeichnenden Lichtkreis erreicht, in dem er stehenblieb und sich so drehte, daß er mich anschauen konnte.

Ich wich seinem Blick nicht aus, mußte den Kopf allerdings senken, um ihn anschauen zu können, da er körperlich kleiner war als ich. Dann sprach er mich an.

Ich spitzte die Ohren, als ich seine helle Stimme hörte. Sie war nicht schrill, auch nicht fraulich hoch, aber für einen Mann eben ein wenig zu hell. Jedes Wort, das aus seinem Mund drang, wurde durch das Echo verstärkt.

»Du bist ein Mensch, du bist ein Fremder und du hast die Nebelinsel

trotzdem gefunden.«

»Das stimmt.«

»Wer bist du?«

Ich mußte mich räuspern, um die nächste Antwort geben zu können. »Ich heiße John Sinclair…«

Er öffnete weit die Augen, so daß ich die Farbe deutlich erkennen konnte. Sie war von einem strahlenden Blau, in das sich goldene Schimmer mit hineinmischten, als würde in seinen Augen oder tief in den Schächten der Pupillen die Sonne aufgehen. »Der Name schwingt nicht durch die Zeiten«, gab er ehrlich zu. »Trotzdem mußt du ein besonderer Mensch sein.«

»Vielleicht…«

»Ich möchte, daß du mich aufklärst.«

Mir lag auf der Zunge, ihm meinen Beruf zu erklären, doch ich kam mir plötzlich lächerlich vor. Ich mußte ihm eine andere Antwort geben. »Es kann sein, daß ich ein Suchender bin. Ich möchte gern den Rätseln der Welt auf die Spur kommen, dem Leben, dem Tod. Deshalb kam ich nach Avalon.«

»Das wollen viele. Das haben damals die Ritter der Tafelrunde und auch ich schon versucht. Wir fanden den Zauberkessel, aber unsere eigentliche Suche brachte keinen Erfolg. Ich kam hierher, um zu sterben und um danach wieder zu leben. Willst du auch sterben?«

»Nein.«

»Dann bist du hier falsch. Wer seinen Fuß auf die Nebelinsel setzt, muß in den Wunderkessel, wo er seinen Tod finden wird und er wieder in das Leben zurückgeführt wird, wenn er den Kessel an der anderen Seite verläßt.«

»Ich möchte etwas anderes zurückhaben.«

»Sag es mir.«

»Wie stehst du zu mir, König?«

»Neutral.«

»Gut, ich will dir vertrauen. Ich möchte meine Frische, meine Jugend wieder zurückhaben, die ich auf dem Weg nach Avalon verlor. Ich selbst habe mit ansehen müssen, wie man mir etwas sehr Wertvolles nahm und ich daraufhin alterte. Ich sehe nicht so aus wie sonst, aber ich bin sicher, daß ich wieder zu dem werde, der ich tatsächlich bin, wenn ich das zurückbekomme, was man mir nahm.«

»Was ist es gewesen?«

Jetzt kam es darauf an. Die nächste Antwort entschied über mein weiteres Schicksal. »Der Dunkle Gral…«

Ich hätte nicht gedacht, eine Sagengestalt wie König Artus noch überraschen zu können, doch nach meiner Erklärung ging er einen Schritt zurück, verlor die Ruhe und wirkte sehr fahrig. »Du… du hast den Gral, John Sinclair. Du hast ihn gefunden, oder du hast den

gefunden, nach dem wir so lange vergeblich gesucht haben?«

»Ich habe von einem Dunklen Gral gesprochen, nicht vom Heiligen Gral, dem eure Sache galt.«

»Dann gibt es zwei?«

»Wohl oder übel.«

König Artus nickte. »Es ist mir neu, aber so neu auch wieder nicht, weil ich Schriften kenne, die nach meiner Zeit entstanden sind. Wo Templer über den Gral schrieben, doch ich habe bisher gemeint, daß es der Heilige Gral gewesen ist.«

»Nein, ein anderer. Er gehört mir, ich habe ihn lange gesucht und gefunden, denn mir wurde gesagt, daß ich würdig genug bin, um ihn zu besitzen.«

»Was macht dich so würdig?«

»Vielleicht dies.« Nach der Antwort zupfte ich an der Silberkette und holte mein Kreuz hervor.

König Artus rührte sich nicht, als er auf meine Hand schaute und den silbernen Gegenstand darin sah. Er zwinkerte mit den Augen, seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Wort über sie kam.

»Ein Kreuz…«

»Ja…«

»Kann es sein«, wisperte er, »daß ich es kenne oder schon davon gehört habe?«

»Bestimmt, denn nicht nur ich bin der Besitzer gewesen. Im Hohen Mittelalter hat es Richard Löwenherz besessen, und auch Hector de Valois hat es einmal gehört. Sie sind in mir wiedergeboren, und es geht die Mär, daß selbst König Salomo davon gewußt hat.«

Der König hatte mir stumm zugehört. Erst als ich nicht mehr weitersprach, bewegte er sich vor und schaute sich das Kreuz genau an, ohne es allerdings zu berühren.

»Es ist sehr edel«, flüsterte er. »Ja, ich spüre seine Aura. Sie strahlt ab und läßt auch mich nicht kalt. Wer dieses Kreuz besitzt, hat eine Aufgabe übernommen, er muß etwas Großes leisten.«

»Das jetzt vorbei ist.«

Aus seinen strahlenden Augen schaute er mich fragend an. »Weshalb ist es vorbei?«

»Man hat mir den Dunklen Gral genommen und auch mein Alter, das sagte ich schon.«

»Dann willst du ihn hier, auf Avalon, wiederfinden?«

»Deshalb bin ich hier. Und ich möchte dich bitten, mir zu helfen, denn ich zähle dich, König Artus, zu den Gerechten. Dein Name ist in die Geschichte und die Legenden eingegangen. Du bist derjenige, von denen Menschen in meiner Zeit noch mit sehr großer Hochachtung sprechen.«

»Die ich wohl nicht verdient habe.«

»Weshalb nicht?«
Er hob die Schultern. Dabei warf sein Gewand Falten, und das Grün des Stoffes begann zu schillern, als würden zahlreiche Sterne auf ihm funkeln. »Die Nebelinsel ist nicht nur ein Reich der guten Geister. Als der konservierte Kreuzritter Julien de Lacre seinen Weg auf die Insel fand, kam auch sein Bruder Dyfur. Beide sind durch Magie zu mächtigen Gestalten geworden, zu wahren Riesen, die sich oft genug furchtbare Kämpfe geliefert haben, denn Dyfur folgt der Regel der Finsternis, des Todes, während sich sein Bruder den eigentlichen Gesetzen der Insel unterworfen hat.«
»Ich kenne Julien de Lacre.«
»Du hast ihn hier gesehen?«
»Nein, aber er schleppte mich her. Er hat mich aus meiner Zeit nach Avalon entführt.«
Der weise König breitete die Arme aus. »Was heißt hier deine Zeit, John Sinclair? Bei uns rechnen wir nicht mit Zeiten. Avalon war, ist und wird immer sein. Dabei braucht die Nebelinsel die Zeit nicht zu berücksichtigen. Wer reinen Herzens ist und die Suche vorantreibt, der wird die Insel immer finden. Anderen aber bleibt sie verschlossen.«
»Und wer herkommt, hat mit seinem ersten Leben abgeschlossen. Er will nur noch sterben – oder?«
Der König schüttelte den Kopf. »Nein, es ist kein Sterben, wie du es vielleicht kennst. Er wird in den Wunderkessel als Sterbender oder sogar als Toter hineingegeben, um als Lebender wiederzukommen. So sind die uralten Gesetze, die bisher niemand durchbrochen hat. Avalon ist nicht nur wunderbar, es ist ein Wunder.«
»Mit einem Fehler«, schränkte ich ein, »denn ich denke an Dyfur, den Bruder des Hüters.«
»Da gebe ich dir recht. Wir haben ihn bisher nicht besiegen können, weil er unter dem Schutz des Zauberers steht.«
Ich verspürte einen Stich in der Brust. Mit dem Zauberer konnte nur eine Person gemeint sein. »Ist es Merlin?«
Der König nickte. »Ja, Merlin, der vom Teufel gezeugte, der weise gewordene und mein Ziehvater.«
»Dann lebt er hier?« Ich stand plötzlich wie unter Strom.
König Artus breitete abermals die Arme aus. »Man kann von Leben in deinem Sinne nicht sprechen. Merlin ist existent. Er ist ein Geist, er ist ein Körper. Er schaffte es, seinen Zustand zu wechseln. Er beherrscht Avalon.«
»Dann könnte er mir helfen?«
Der König starrte mich an. Beinahe bedauernd, wie ich jedenfalls den Eindruck hatte. »Er dir helfen, John? Weshalb sollte er es tun? Er hat dich nicht gerufen. Du kannst die Person des Merlin nicht festlegen, du kannst ihn nicht einmal beschreiben, so wie mich. Er ist der

Zauberer, er kann Gestalten annehmen. Er kann Luft sein, auch ein Tier, ein Riese oder ein Zwerg. Er ist überall und nirgends. Vielleicht hast du ihn schon gesehen, ohne es zu wissen. Bestimmt beherrscht er den Gegenstand, der dir abhanden gekommen ist. Er sieht alles, er ist uns über.«

»Ich will trotzdem wieder in meine Welt zurück!« erklärte ich fast trotzig. »Ob es Merlin nun paßt oder nicht. Ich werde gehen und mich auf die Suche nach dem Zauberkessel machen, denn ich werden den Eindruck nicht los, daß mich allein dieser Kessel aus Avalon befreien kann.«

»Da hast du dir viel vorgenommen.«

»Ich weiß, König Artus. Da ich mir viel vorgenommen habe, möchte ich dich um deine Hilfe bitten. Wenn möglich, sollst du mir den Weg zum Kessel zeigen.«

Ich hatte die Bitte ausgesprochen und wußte gleichzeitig, daß ich viel verlangte.

Wie würde der König reagieren? Stellte er sich auf meine Seite oder war sein Respekt vor Merlin einfach zu groß, daß er mich liegenließ. Noch überlegte er und gab zunächst eine ausweichende Antwort. »Ich weiß, daß du nicht zu den Feinden gehört. Du bist der Träger eines besonderen Kreuzes, das mir ebenfalls bekannt ist, wenn auch mehr dessen Sinn und nicht dein Kreuz. Du kannst also nicht schlecht sein. Aber ich glaube nicht, daß du bereit bist, deinen Geist zu öffnen. Du mußt lernen, Dinge zu akzeptieren, die nicht in deine Welt hineinpassen. Du mußt dich Avalon unterwerfen und gleichzeitig auch Merlin. Das eine schließt das andere nicht aus. Das sind die Gesetze.«

»Was soll ich denn tun?«

»Ich weiß es nicht. Merlin reagiert seltsam. Auch mir gegenüber war er nicht immer ehrlich. Schau auf die Ritter der Tafelrunde. Dort sitzen sie als steinerne Wesen. Sie sagen nichts, aber sie könnten etwas sagen, doch Merlin hat sie mit einem Zauber belegt. Wenn er will, kämen sie frei, das macht er nicht.«

»Und wie ist es mit dir?«

»Nein, John Sinclair, ich will nicht freikommen, denn ich bin frei, wie du dir denken kannst. Ich habe mich für Avalon entschieden, dabei bleibt es.«

»Aber ich will weg. Ich merke selbst, daß mir nicht viel Zeit bleibt. Man hat mir das wahre Alter genommen. Schon jetzt fühle ich mich müde und ausgelaugt. Es wird Zeit, daß ich gehe.« Nach diesen Worten drehte ich mich um, wollte verschwinden – und blieb stehen, als wäre ich gegen eine Wand gelaufen.

Vor mir stand ein uralter Mann, der trotzdem jung wirkte. Klein, aber dennoch groß.

In der rechten Hand trug er einen Stab, der einen mondlichtartigen

Glanz abgab.

Ich wußte sofort, wer den Weg in diese Höhle gefunden hatte.

Merlin, der Zauberer!

***

Vom Maul eines Riesen verschlungen und zermalmt zu werden! Sah so das Ende aus?

Melusine de Lacre konnte sich kein anderes vorstellen, als sie den Druck der übergroßen Finger spürte. Die Hand umklammerte ihren Körper wie harte Reifen.

Sie hatte die Augen weit geöffnet. Es gelang ihr, die Geister ihrer Eltern zu sehen, wie sie als langgezogene Gestalten inmitten der Nebelschwaden schwebten und tatsächlich etwas Menschliches an sich hatten.

Mit einer verzweifelten Geste streckte Melusine die Arme aus, wobei sie der Eindruck überkam, als wären ihre Finger in die beiden Gestalten hineingeglitten. Dann bekam sie den heftigen Ruck mit, als der Riese seinen mächtigen Arm anwinkelte und das Opfer in die Nähe seines Gesichts holte.

Er drehte dabei die Hand und wuchtete auch gleichzeitig den Körper der jungen Frau so herum, daß sie nun in das widerliche, glatte Gesicht der monströsen Gestalt schauen konnte.

Über ihre eigene Angst wollte sie sich keine Gedanken machen, die war einfach da und sicherlich noch steigerungsfähig, denn der Kopf des Dyfur erinnerte sie an ein gewaltiges Bild, das sich auf einer riesigen Leinwand abzeichnete, wobei der Hintergrund vom blauen Himmel der Insel gebildet wurde.

Nein, die Chance zur Rettung war dahin, denn das Maul klaffte auf und die Zunge schlug hervor wie ein gebogenes Stück Metall, ohne Melu zu berühren.

Sie schaute in den Rachen. Woanders konnte sie nicht hinsehen, weil er einfach zu gewaltig war. Keine Nase, keine Augen, nicht einmal über die Wangen glitt ihr Blick, nur diese mörderische Öffnung war für sie existent.

Mit einer ruckartigen Bewegung hob die Klaue sie noch ein winziges Stück an.

Jetzt würde sie der Rachen verschlingen, jetzt…

Da zuckte der Riese zusammen. Gleichzeitig vernahm sie ein gewaltiges Brausen, und sie sah um den Kopf herum eine leicht gerötete Wolke wallen, die V-förmig aufklaffte, als hatte jemand einen Reißverschluß nach unten gezogen.

Brân war da!

Wie aus dem Nichts war seine mächtige Gestalt erschienen. Ein Geist, der Gestalt angenommen hatte und sich rächen wollte. Er und sein

Bruder waren Feinde, das wußte Melusine, und sie konnte nur hoffen, daß Brân auf ihrer Seite stand.

Er fauchte heran. Sie hörte keinen Hufschlag, obgleich er auf einem Pferd saß und auch bewaffnet war, denn mit beiden Händen hielt er ein mächtiges Schwert.

Damit schlug er zu.

Ob die lange Klinge in der Lage war, Dyfur zu töten, das wußte Melu nicht, aber der Bruder des Brân spürte schon eine gewisse Furcht, denn er drehte sich herum und ausgerechnet in den Schlag hinein.

Plötzlich brüllte er auf. Melusine de Lacre erlebte in den folgenden Sekunden die Hölle. Sie wußte nicht, wo sie sich befand. Vor ihren Augen drehte sich alles. Der Riese tobte. Sie merkte, wie sie nach unten fiel und Furcht davor hatte, auf dem Boden zerschmettert zu werden, denn die Schwertklinge hatte den Arm des Riesen in Höhe der Schulter getroffen und ihn beinahe von seinem Körper abgetrennt. So hing er praktisch nur an einer Stelle fest.

Er öffnete die Faust.

Melusine konnte es kaum glauben. Erst als sie den heftigen Schlag spürte, kehrte sie wieder in die Wirklichkeit zurück, denn sie war hart auf den Boden gefallen.

Das Felsgestein drückte gegen ihren Rücken. Gleichzeitig wuchsen in ihr die reinen Überlebensinstinkte auf. Sie mußte sich aus der unmittelbaren Gefahrenzone retten, sonst konnte sie noch unter mächtigen Tritten zermalmt werden.

Melusine rollte um ihre eigene Achse. Sie spürte die Härte des Felsens, mehrmals schlug sie mit dem Kinn auf, kroch dann auf allen vieren weiter und erreichte mühsam eine vorspringende Felsnase, hinter die sie sich kauern konnte.

Schwer atmend und vor Angst und Panik zitternd drehte sie sich um, nicht in der Lage, aufzustehen, so war sie gezwungen, in der Hocke zu bleiben. Der Zufall hatte ihr einen günstigen Platz beschert. Sie konnte den Kampf der beiden Giganten sehr gut verfolgen und erlebte, wie sich der Bruderkampf zu einer Auseinandersetzung auf Leben und Tod entwickelte.

Der Schattenreiter hockte auf seinem hellgrauen Pferd und hatte das Tier in die Höhe und damit in die rötlichen Wolken hineingerissen, die ihn umwaberten.

Aus den Wolken stach nur die lange Klinge seines Schwerts hervor, das von einem Sonnenstrahl getroffen wurde und aufblitzte wie ein gewaltiger Spiegel.

Ein Arm war bei Dyfur unbrauchbar, aber er dachte nicht daran, den Kampf verloren zu geben.

Mit der linken Hand riß er einen gewaltigen Steinblock aus dem Felsen und schleuderte ihn seinem Bruder entgegen. Bei einem Treffer

hätte er ihm den Kopf von den Schultern reißen können, aber der Stein erwischte nicht Brân, sondern den Schädel seines Pferdes, der unter der Wucht zersplitterte.

Melusine de Lacre hatte eine Hand vor ihren Mund gepreßt, um nicht laut aufschreien zu müssen, denn das Bild war einfach zu schrecklich. Der Kopf des Tieres hielt der Aufprallwucht nicht stand. Er zersplitterte, seine Teile wirbelten in alle Richtungen weg, und gleichzeitig brach das Pferd zusammen.

Der dumpfe Aufschlag, mit dem es zu Boden prallte, erreichte auch Melusines Ohren.

Sie schloß für eine Weile die Augen. Noch immer kniete sie, hatte sich die Haut an den Beinen blutig gerissen, mißachtete den Schmerz, öffnete die Augen wieder und mußte mit Entsetzen feststellen, daß der Kampf von neuem entbrannt war.

Diesmal besaß Brân kein Pferd. Er mußte sich auf sich selbst verlassen und natürlich auf seine Waffe, die hatte ihm Dyfur nicht nehmen können.

Wieder hielt er das mächtige Schwert mit beiden Händen. Er sah zum Fürchten aus, bleich wie der Tod, wobei nicht zu erkennen war, ob es sich bei ihm um ein Skelett oder um eine Person mit ungewöhnlich dünner, bleicher Haut handelte.

»Ich bin Julien de Lacre«, erklärte er mit lauter Stimme. »Auch wenn ich Brân genannt werde, fühlte ich mich als einer der ersten Menschen, die Avalon gefunden haben, und deshalb werde ich diesen Kampf fortsetzen. Bruder gegen Bruder, Gut gegen Böse. Du wirst keine Menschen mehr verschlingen und sie dem Wunderkessel entreißen, Dyfur, dafür werde ich sorgen. Ich werde dich zerstückeln und deine Brocken in den Kessel werfen, damit sie dort zerkochen.«

De Lacre hatte ein böses Versprechen gegeben. Melu traute ihm durchaus zu, es einhalten zu können. Hier geschah das, das schon seit Anbeginn der Zeiten existent war.

Gut gegen Böse!

Brân schlug zu. Er war ein Künstler, was die Handhabung des Schwertes anging. Die Schläge führte er blitzschnell, seine Arme hielt er hoch, die Klinge kreiselte manchmal über seinem, bevor er sie wie ein durch die Luft fauchendes Wagenrad nach unten senkte und Dyfur nur mit größter Mühe ausweichen konnte.

Trotz seiner Verletzung bewegte sich der Riese schnell. Der Boden schwang unter seinen Schritten wie bei einem mittleren Erdbeben.

Beide Kämpfer kamen Melu vor wie Schattenmenschen aus anderen Reichen.

Dyfur gab keinesfalls auf. Immer wieder duckte er sich, sprang zur Seite oder kreiselte herum, so daß es ihm jedesmal gelang, einem Treffer zu entgehen.

Wenn der mächtige Kampf noch länger weitergeführt wurde, konnte sich Brân müde schlagen.

Plötzlich startete Dyfur zu einem Gegenangriff. Er schleuderte seinen mächtigen Körper vor und hatte genau den richtigen Moment abgepaßt. Er konnte einen Schwerthieb unterlaufen, mit der gesunden Schulter krachte er gegen Brâns Gestalt.

Zwei Türme gerieten ins Wanken. So und nicht anders kam es der fassungslosen Zuschauerin vor. Die Riesen hielten sich umklammert, sie wankten beide, aber sie fielen nicht.

Dyfur rammte den Kopf vor. Melu schloß die Augen, als die mächtige Stirn des Riesen in das Gesicht des anderen krachte. Deshalb hörte die junge Frau nur das donnernde Splittern, als wäre mächtiges Gestein zerrissen. Sie hatte die Hände gefaltet. Die Riesen hämmerten ihre Füße wieder gegen den Boden, durch den Wellen liefen, und die Zeugin befürchtete, daß der Falsche gewann.

Sie schaute wieder hin, stand dabei auf, weil sie etwas vorgehen mußte, denn beide Riesen hatten ihren ursprünglichen Kampfplatz verlassen und waren ein Stück zurückgegangen.

Angeschlagen standen sie sich gegenüber. Brân schwankte ebenso wie Dyfur. Das Schwert zeigte nicht mehr auf einen Körper. Brân hatte die Klinge gesenkt, die Spitze kratzte über den Steinboden, wo sie auch schon helle Spuren hinterlassen hatte.

Dyfur lachte. Ein röhrendes Geräusch, das dem anderen entgegendrang. »Ich werde dich zerschlagen und in den Kessel stecken!« versprach Dyfur. »Du hast keine Chance.«

Brân gab keine Antwort. Es sah so aus, als wollte er das Schwert als Stütze gebrauchen. Seine bleiche Gestalt hob sich wie eine Malerei vor der hellblauen Kulisse des Avalon-Himmels ab.

Und Dyfur kam.

Um seinen verletzten Arm kümmerte er sich nicht. Sie hatten sich gegenseitig Wunden gerissen. In den folgenden Sekunden kam es darauf an, wer die größeren besaß und demnach schwächer war.

Und Brân ließ ihn kommen. Melu zitterte um ihn. Weshalb tut er nichts? fragte sie sich. Ihre Gedanken wirbelten. Der Riese war ein Hoffnungsträger für sie gewesen, und jetzt sah es so aus, als würde diese Hoffnung zerspringen.

Dyfur kam ihm immer näher. Brân stand unbeweglich. Ein Denkmal war er, mehr nicht.

Und Dyfur lachte, als er seinen gesunden Arm hob, die gewaltige Hand nicht zur Faust schloß, sie dafür drehte und seinem Bruder den flachen Handteller zeigte.

Den rammte er vor!

Brân tat nichts, um dem Stoß zu entgehen. Er blieb einfach stehen, als wäre er angewachsen. Das begriff Melusine nicht. Sie wollte ihn

warnen, es war längst zu spät, denn die flache Hand erwischte Brân an der Brust.

Derjenige, der einmal Julien de Lacre gewesen war und zu Melusines Ahnherren gehörte, schwankte, hielt sich noch für einen Moment, dann kippte er zurück und krachte lang auf den Rücken.

Die Erde bebte, Staub wallte in die Höhe. Das Donnern des Aufschlags pflanzte sich fort und erstickte Melusines Schrei, die furchtbare Angst um den Schattenreiter hatte.

Dennoch verließ sie ihren Standplatz, weil sie von einer anderen Stelle aus besser beobachten konnte. Sie kletterte auf einen Felsen und hockte sich dort zusammen.

Julien de Lacre lag auf dem Rücken. Da er sich nicht rührte, sah er aus wie tot.

Und über ihm stand Dyfur.

Er hatte sich bereits gebückt und abermals einen mächtigen Felsblock gelöst. Richtig geworfen, würde der ein Haus zertrümmern.

Das wollte Dyfur nicht, ihm kam es einzig und allein darauf an, seinen Bruder zu vernichten.

Den Felsblock hielt er zwischen beiden Händen, als er die Arme über seinen Kopf hob.

Melusine hatte nie in ihrem Leben einen Film gesehen, so ähnlich waren damals die Szenen des Herkules gezeigt worden, wenn er seine Kräfte spielen ließ.

Noch zögerte Dyfur. Wahrscheinlich nahm er noch einmal Maß, um nur nicht vorbei zu werfen.

Er bewegte sich, die mächtigen Arme zitterten, aber auch der Schattenreiter blieb nicht ruhig liegen. Julien de Lacre erinnerte sich wieder an sein Schwert.

Und das kantete er hoch!

Plötzlich stand die Klinge senkrecht, dann schräg, bewegte sich im nächsten Moment schlangengleich vor – und traf das Ziel.

Sie durchstach den Körper des anderen Riesen, der sich übernommen hatte. Der verletzte Arm, aus dem Dyfur noch einmal alle Kraft herausgeholt hatte, gab dem Druck des mächtigen Felsblocks nach.

Mit einer Hand konnte er ihn nicht halten.

Der Block rutschte ihm über den Ballen hinweg und fiel senkrecht nach unten.

Er traf den Schädel!

Genau in der Kopfmitte wurde er erwischt und dabei von der mörderischen Wucht zerschmettert.

Die Zuschauerin sah ihn platzen und zersplittern. Dyfur selbst sank zusammen, als hätte man ihm die Beine unter dem Körper weggeschlagen. Der Felsblock krachte noch einmal auf, rollte dann weiter und gab das frei, was vom Kopf des Riesen übriggeblieben war.

So gut wie nichts mehr. Die Reste lagen als flache. Masse auf dem Untergrund verteilt und wirkten so, als hätte man damit den Boden gestrichen.

Noch steckte die lange Schwertklinge in Dyfurs Brust. Mit einem Ruck zog der Schattenreiter sie aus dem Körper des Menschenfressers und nickte Melu zu.

»Ich hatte dir etwas versprochen, und dieses Versprechen werde ich auch halten.«

»Ja – bitte…«

Dann vernichtete er Dyfur mit einer wahren Präzision. Er schleuderte die Brocken so weit von sich, daß sie im hohen Bogen in den Wunderkessel fielen.

Melu schaute zu, wie sie durch den Nebel über der Oberfläche fielen, hörte auch ein Klatschen, dann fing es innerhalb des Nebels an zu brodeln.

Der Inhalt des Kessels kochte. Dampf und Blasen verteilten sich an der Oberfläche. Der Nebel geriet in Wallung. Manchmal riß er auch auf, dann konnte Melu durch die Lücken schauen und erkannte zum erstenmal den Inhalt.

Es war eine dicke, sirupartige Flüssigkeit, das jedenfalls nahm sie stark an. Sie bewegte sich wellenartig. Sie brodelte, als wäre sie erhitzt worden, und die Reste des Riesen lösten sich auf, wie Kalk in einem Säurebottich.

Julien de Lacre hatte sein Versprechen gehalten. Mächtig ragte er vor Melu in die Höhe. Nicht weit entfernt lag sein vernichtetes Pferd. Im bleichen Gesicht des Riesen regte sich nichts, als er den Kopf senkte und seine Nachfahrin anblickte.

»Hast du gesehen, was ich mit meinen Feinden mache?«

»Ja – sicher.« Sie holte tief Luft. »Aber… aber er war doch dein Bruder?«

»Stimmt.«

»Ich hätte es nicht gekonnt.«

De Lacre hob die Schultern. »Man muß manchmal schlimme Dinge tun, glaube es mir.«

Melu nickte, ohne von der Antwort überzeugt worden zu sein.

»Und du? Was ist mit dir?«

»Wie meinst du das?«

»Hast du dein ewiges Leben?«

Brân überlegte sich die Antwort genau. »Das kann ich dir nicht sagen. Man erzählt sich von Avalon, das derjenige, der sich auf der Insel befindet, das ewige Leben besitzt. Ob es allerdings stimmt und ob dies gerade auf mich zutrifft, kann ich dir nicht sagen. Aber ich habe die Insel gesäubert, du hast mir dabei geholfen. Wärst du nicht auf diese Insel gekommen, hätte es auch nicht diesen Kampf gegeben.«

Melu fror plötzlich. Sie schaute an sich herab, schämte sich wegen ihrer Nacktheit und stellte fest, daß von ihren Knien das Blut an den Schienbeinen herablief.

»Du weißt nicht, was du jetzt unternehmen sollst.«

»Stimmt, Julien.«

De Lacre überlegte. »Gefällt es dir auf unserer Insel nicht, Melusine?«

»Doch – schon…« Sie hob die Schultern. »Aber die Insel ist nicht meine Welt.«

»Kennst du deine Welt überhaupt? Du warst blind, das darfst du nicht vergessen.«

»Stimmt, ich konnte sie niemals sehen. Trotzdem habe ich sie erforscht. Erst nur langsam und qualvoll. Später bin ich durch sie gegangen wie eine Sehende.«

»Und sie hat dir gefallen?«

Melusine de Lacre lächelte. »Ja«, gab sie zu, »die Welt hat mir sogar gefallen. Sie ist wunderschön gewesen, einmalig. Ich habe sie in mein Herz geschlossen, ich liebe sie.«

»Und Avalon, die Nebelinsel. Das Eiland, wo der Tod überwunden wurde? Was ist damit?«

Melu hob die schmalen Schultern. Sie war sich nicht sicher, das sagte sie auch. »Ich kann es nicht beurteilen. Avalon ist wunderschön, aber es ist auch ein fremdes Land für mich. Ich kenne keinen, ich weiß nicht, mit wem ich reden kann. Die Menschen suche ich vergeblich auf der Insel. Du bist kein Mensch. Gibt es Menschen hier? Leben sie auf der Insel? Kann man das sagen?«

»Avalon ist größer, als du denkst, Melu. Man kann seine Größe nicht nachvollziehen. Es gibt hier zwar Ausmaße, die ich nicht in Länge und Breite einteilen will. Avalon ist eine Insel zwischen den Zeiten. Sie liegt im Nirgendwo, am Ende des Regenbogens, wie einige Menschen sagen. Deine Eltern stammen von hier und sind hierher zurückgekehrt. Vielleicht bist du wirklich nicht für diese Insel geschaffen, Melusine, aber das herauszubekommen, ist schwer.«

Melu dachte über das Gesagte nach. Sie machte einen äußerlich sehr unsicheren Eindruck. Einige Male wischte sie mit der Hand über ihr Gesicht. Sie öffnete den Mund, sprach allerdings nicht, die Worte blieben stets im Ansatz stecken.

»Du bist durcheinander?« fragte der Riese. Er senkte seine Hand und schaffte es tatsächlich, das Mädchen zu streicheln. Die Geste wirkte unbeholfen und gleichzeitig sehr zärtlich.

»Ich weiß es nicht, Brân, ich weiß es wirklich nicht. Alles ist für mich so fremd. Es muß bestimmt einen Weg geben, der mich wieder zurück in meine Welt führt.«

»Ja, den gibt es.«

»Und wo, bitte?«

Der Riese drehte sich auf der Stelle, bevor er einen Arm ausstreckte und auf den Zauberkessel deutete. »Das ist der Weg. Der Wunderkessel Avalons stellt die Verbindung dar. Aber hüte dich, meine Liebe. Nicht jede Person wird von ihm angenommen. Ich habe hier die Toten lebendig kochen können. Ich wache über den Kessel. Wen er nicht annimmt, den kann er auch in den Tod befördern.«

Melusine hatte mit offenem Mund zugehört. »Warum sollte er mich töten wollen?«

»Vielleicht will der Kessel nicht, daß du die Insel verläßt.«

»Das verstehe ich nicht«, flüsterte sie. »Das ist mir alles zu hoch. Ich gehöre in die andere Welt, außerdem möchte ich wissen, was in dem Kessel schwappt.«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Es gibt gewisse Geheimnisse, die geheim bleiben müssen, Melu. Der Kessel ist auch ein Bewahrer, er sorgt dafür, daß Dinge nicht verloren gehen und…«

Melusine de Lacre hätte gern weiter zugehört, aber ihr Ahnherr sprach nicht mehr. Er drehte sich plötzlich um und starrte in eine andere Richtung über das Land.

»Was hast du?«

Der Riese veränderte seine Haltung und sah aus, als würde er sich ducken. »Ich habe ein unangenehmes Gefühl bekommen, meine Liebe. Es ist wie eine Warnung.«

»Vor wem?«

»Jemand nähert sich uns, und es ist nicht Merlin, der König von Avalon.«

»Merlin, der Zauberer?«

»Richtig.«

Melu spürte die Aufregung. »Ich habe von ihm gehört, Brân. Von ihm und von König Artus.«

»Sie sind hier, sie gehören zu Avalon, aber sie halten sich woanders auf.«

»Dann sind sie es nicht, die sich uns nähern?«

»Ich bin mir unsicher.«

»Was willst du denn tun?«

Der Riese senkte seinen Kopf. »Zunächst einmal im Hintergrund bleiben. Ich werde mich nicht zeigen, aber ich bin in der Nähe, um dich beschützen zu können, Melusine.«

Die junge Frau wollte noch eine Frage stellen, allein, der Riese war weg, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Allein blieb sie zurück und schaute sich um.

Eingebettet in eine Schale aus Fels lag der geheimnisvolle Zauberkessel mit einem Inhalt, der dem Auge der jungen Frau

verborgen blieb, weil sich der Dunst dort konzentrierte. Innerhalb dieser Wolken hatte sie ihre Eltern gesehen, auch jetzt wollte sie wissen, ob sie noch da waren.

Sie rief ihre Namen.

Antwort bekam sie nicht. Auch aus dem Nebel schälte sich nichts mehr hervor.

Von welch einer Gefahr hatte der Riese gesprochen? Sosehr sich Melu auch umschaute, sie konnte nichts erkennen, was ihr unter Umständen hätte gefährlich werden können.

Sie dachte nur an das eine. Weg aus dieser Welt, weg von Avalon und wieder zurück in ihr normales Leben.

Das war nur zu schaffen, wenn sie in den Zauberkessel stieg, wo sich der Weg öffnen würde.

Im Hinterkopf dachte sie an die Warnung des Julien de Lacre. In dem geheimnisvollen Zauberkessel wurden die Toten lebendig gekocht. Daran glaubte Melu. Doch wie verhielt es sich umgekehrt, wenn sie lebend in den Kessel kam?

Würde sie dann sterben?

Eine konkrete Antwort hatte ihr auch Brân nicht gegeben. Vielleicht hatte er sie bewußt im unklaren gelassen, um sie nicht zu beunruhigen. Vieles kam da zusammen, im Endeffekt jedoch drehte sich alles um den geheimnisvollen Zauberkessel, über den in vielen Sagen und Legenden geschrieben worden war.

»Ich mache es!« flüsterte Melu und nickte bei den Worten. »Ich kann nicht anders, ich muß hinein.«

Und sie betrat den Kessel, wobei sie hineinsank in den Nebel wie eine Elfe…

***

Das also war Merlin!

Seine rote Kutte wirkte auf mich wie eingedicktes Blut. Er hatte eine Kapuze hochgezogen und sie so über den Kopf gestreift, daß nur mehr sein Gesicht freiblieb.

Ich sah ihn zum erstenmal in meinem Leben und hatte mir eigentlich über ihn andere Vorstellungen gemacht. Eingehüllt in silberne Gewänder, ein Flair des Geheimnisvollen mit sich bringend, aber diese Gestalt sah finster aus und machte auf mich einen bösen Eindruck.

Sein Gesicht wirkte im Gegensatz zu dem des König Artus dunkel.

Die Haut sah aus wie gegerbtes Leder, eine klumpige Nase ragte weit über die dicken Lippen. Die hohe Stirn wollte nicht zu ihm passen. Ich wurde einfach den Eindruck nicht los, daß Merlin ein etwas zu groß geratener Zwerg war.

Er hielt seinen silbernen Stab in der Hand, bewegte ihn, und Funken umsprühten den König.

Artus stand unbeweglich. Mir kam es vor, als hätte ihn der Zauberer bestraft. Sein Blick bannte den Grüngewandeten auf der Stelle, dann sprach er ihn an.

»Du hast dich nicht in Dinge einzumischen, die dich nichts angehen. Ich bin der Herr über Avalon. Ich habe die Insel bekommen. Ich bin der Weise, denn ich weiß, wie das Schicksal der Welt laufen wird. Zu allem, was hier geschieht, werde ich meine Einwilligung geben. Wen ich auf Avalon nicht haben will, der wird vernichtet.«

Zwar hatte Merlin zu Artus gesprochen, mir kam es so vor, als wären die Worte an mich gerichtet worden.

Der König hob die Arme, als wollte er beten. Sein Blick richtete sich gegen das aus der Höhe fallende Licht. »Ich habe nichts Unrechtes getan, Merlin. Dieser Mensch, der zu mir kam, ist etwas Besonderes, das wirst auch du merken.«

»Ob dies stimmt, mußt du schon mir überlassen, Artus. Du jedenfalls hast dich zu weit vorgewagt, ohne mich zu fragen. Dafür verdienst du eine Bestrafung.«

Was ich in den folgenden Augenblicken erlebte, grenzte tatsächlich an Zauberei oder an ein kleines Wunder.

Merlin hielt seinen glänzenden Stab in der rechten Hand. Den linken Arm schob er vor, er spreizte die Finger, den Daumen ließ er anliegen. Dann hob er den rechten Arm und damit auch den Stab.

Ich sah das Erschrecken in den Augen des Königs. Artus ahnte, was auf ihn zukam, er wollte etwas sagen, das wiederum gelang ihm nicht mehr. Blitzschnell zeichnete Merlin mit seinem Stab für mich unbekannte Zeichen in die Luft.

Da flimmerte es silbrig auf, und die Zeichen standen, als wären sie gegen eine Wand gemalt worden. Sternenflimmer umgab uns. Ich spürte auch den kalten Luftzug, der mich frösteln ließ, dann war alles vorbei.

Der König war erstarrt. In seiner leicht nach hinten gedrückten Haltung stand er und sah so aus, als genügte ein kleiner Stoß, um ihn kippen zu lassen.

Nichts regte sich mehr. Er flatterte nicht einmal mehr mit einer Augenwimper.

Merlin hatte ihn durch magische Kräfte gebannt. Die Zauberzeichen verschwanden, als hätte sie jemand weggewischt, was an der Haltung des Königs nichts änderte.

Der kleine Zauberer drehte sich sehr langsam in meine Richtung, blieb dann stehen und schaute mich an.

Ich hielt seinem Blick stand. Eine Schwäche wollte ich nicht zeigen. Zum erstenmal konnte ich die Farbe seiner Augen erkennen und wunderte mich darüber.

Augen, die menschlich aussahen, dennoch dunkel und geheimnisvoll

wirkten, als wären sie der Anfang tiefer Schächte, die im Nirgendwo endeten.

Der Blick konnte bannen, er konnte tasten, er war wissend und fragend zugleich.

Ich spürte den Schauder, der über meinen Rücken strich und war der erste, der zur Seite schaute.

Merlin sprach mich an. Seine Stimme drang mir flüsternd entgegen. »Ich spüre, daß du jemand bist, der nicht zu den normalen Menschen zählen kann. Bei dir ist etwas, das ausstrahlt und mich erreicht. Es gleitet über meinen Körper, und es ist wie die Berührung von Fingerspitzen. Wer bist du, Fremder?«

»Ich heiße John Sinclair. Ich bin der Sohn des Lichts, der Besitzer des Dunklen Grals!«

»Dann hast du auch das Kreuz!«

»Ja!«

Merlin war nicht so überrascht wie ich. Woher wußte dieser geheimnisvolle Zauberer davon? Ich dachte nach und kam auch zu einem Ergebnis, das eigentlich auf der Hand lag, denn Merlins Vater ist der Legende nach der Teufel gewesen. Und er gehörte wieder zu meinen Erzfeinden. Bestimmt stand der Zauberer noch mit ihm in Verbindung, auch wenn er einen anderen Weg eingeschlagen hatte.

Der Teufel mußte mit ihm über mich gesprochen haben.

»Du denkst an meinen Vater?«

»An Asmodis.«

Merlin nickte mir zu. »Ich bin einen anderen Weg gegangen als er ihn für mich vorgesehen hatte. Ob ich gut oder böse bin, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls lasse ich mir von keinem etwas sagen. Ich handle so, wie ich es für richtig halte. Das kann manchmal grausam sein, oder auch genau entgegengesetzt. Entscheiden will ich das nicht, das sollen andere tun.«

»Asmodis ist mein Feind!«

Merlin nickte. »Das ist mir bekannt. Wie bist du nach Avalon gekommen, John Sinclair?«

Es hatte keinen Sinn, ihn anzulügen, und so erzählte ich ihm von meinem Irrweg und auch davon, daß ich mein normales Alter und Aussehen verloren hatte.

Er lachte leise. »Das willst du natürlich zurückhaben.«

»Sicher.«

»Und wie hast du dir das gedacht?«

»Ich kann mir denken, daß die Nebelinsel mir eine Hilfestellung leisten wird. Existiert auf Avalon nicht der geheimnisvolle Zauberkessel? Wenn ja, werde ich ihn finden, dort hineingehen und versuchen, alles wieder rückgängig zu machen.«

»Vorausgesetzt, man läßt dich.«

»Willst du mich daran hindern?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weil es mir die Chance gibt, dich aus dem Verkehr zu ziehen, was wiederum meinen Vater freuen wird. Ich werde dich bannen und zunächst mit ihm reden. Danach entscheide ich, was mit dir geschieht.«

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, ich hätte gelacht. Merlin wollte mit dem Teufel reden. Ausgerechnet mit Asmodis, meinem Erzfeind. Wie dessen Antwort lauten würde, stand fest. Der Satan wollte meine Vernichtung. Er würde jubeln, dann war der Weg für ihn frei. Aber konnte ich mich gegen Merlin wehren? Er gehörte zu den Gestalten, die Schicksal spielten, für die es keine Zeiten gab und die immer sein würden. Es stimmte schon, er stand auf keiner Seite, er kochte sein eigenes Süppchen und würde sich auch nicht in seine Entscheidungen hineinreden lassen. Nur war mir nicht bekannt, wie die Entscheidungen ausfallen würden. Das konnte negativ für mich werden.

Merlin nickte mir zu. »Du hast gesehen, wie ich den König bannte. Ich habe entschieden, daß er zu den Bewohnern von Avalon zählen und die Insel niemals verlassen soll. Der prächtige Garten wird ihn für alle Ewigkeiten behalten. Auch dich werde ich vorläufig einfrieren, John Sinclair.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, da bewegte er seinen glänzenden Zauberstab.

Ich war durch Artus gewarnt, wußte nicht, was ich dagegen unternehmen sollte, bis mir einfiel, daß sich das Kreuz in meinem Besitz befand und es aktiviert werden konnte.

Das tat ich.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

So lautete die Formel, von der ich hoffte, daß sie auch in dieser geheimnisvollen Welt nichts von ihrer Kraft verloren hatte.

Und mein Kreuz handelte.

Ein strahlendes Licht erfüllte die Höhle, flackerte geisterhaft silbrig über die Innenwände, zuckte am Boden entlang und fand seinen Weg zu Merlin.

Ich hörte ihn schreien. Eine Aura der Helligkeit umgab ihn. Er hielt seinen Zauberstab krampfhaft fest. Aus dessen Ende sprühten dunkle Funken, die sich allerdings nicht zu irgendwelchen Zeichen verdichteten oder zersprangen.

Merlin selbst ging zurück. Sein Gesicht erinnerte mich an ein bleiches Tuch, das zwischen die beiden Seiten der Kapuze gespannt war. Er röchelte, er sank zusammen – und fiel zu Boden.

Ich starrte ihn an und schaute dann auf mein Kreuz. In einer

Aufwallung eines Supergefühls berührte ich es mit den Lippen. So hoffnungslos sich die letzte Zeit mir gegenüber gezeigt hatte, so sehr hatte mir diese Szene wieder Hoffnung gegeben, es irgendwann noch zu schaffen.

Meine Augen glänzten. Auch wenn ich sehr gealtert war, etwas Spannkraft kehrte zurück.

Aber was war mit Merlin? Sollte es die Kraft meines Kreuzes geschafft haben, ihn zu töten?

Ich ging zu ihm und beugte mich herab. Er lag auf der Seite, den rechten Arm ausgestreckt, die Hand zur Faust geballt, aus der sein Zauberstab hervorschaute, dessen Spitze wie verbrannt aussah.

»Er ist nicht tot, wenn du das denkst«, sprach mich der König an und ging auf mich zu.

Ich kam hoch und drehte mich wieder um.

Er lächelte nicht, sein Gesicht wirkte unbewegt. »Du solltest dich beeilen, John Sinclair. Ich weiß nicht, wie lange ihn deine Magie gefangen hält…«

»Ja, er hat recht!«

Auf einmal drehte sich alles vor meinen Augen. Diese Stimme, die ich kannte und die einer Frau gehörte. Himmel, das war doch keine Einbildung – oder?

»Kara?« hauchte ich.

»Endlich, John – endlich…«

***

Sie sagte es und ließ mich innerlich jubeln. Ich schaute gegen die Decke der Höhle, und genau dort stand innerhalb des Lichteinfalls eine Person mit pechschwarzem Haar, einem dunklen, langen Kleid, bewaffnet mit einem Schwert, das eine goldene Klinge besaß, und behängt mit Schmuck, den ich zuvor noch nie an ihr gesehen hatte.

Ein dunkelroter Edelstein, der aus ihrem Haar hervorwuchs und seinen Platz auf ihrer hellen Stirnhaut gefunden hatte. Deshalb stach er so deutlich davon ab.

Sie schwebte nieder, lächelte mir aufmunternd zu und gab gleichzeitig eine Erklärung: »Ich habe lange gesucht, ich bin lange gereist, ohne den Ring durchbrechen zu können. Erst als du die Formel gerufen hast, ist es mir möglich gewesen.«

»Ja, ja… aber wieso?«

Sie berührte jetzt den Boden, schaute mich genau an und verlor kein Wort über mein Aussehen, wie ich dankbar feststellen konnte.

»Es gibt viele Gründe für mein Kommen, John. Der wichtigste ist, daß ich dich retten will. Du kannst die Warnung nicht vergessen haben, die du bei den Flammenden Steinen bekommen hast.«

»Ich… ich erinnere mich.«

»Du hättest unsere Warnungen besser befolgen müssen, John. So wird es große Schwierigkeiten geben – leider.«

»Gibt es denn trotzdem eine Chance?«

»Ja, ich hoffe.« Sie hob die rechte Hand und deutete auf den dunkelroten Tropfen. »Dem verdanke ich dem Spuk. Ich habe ihn aufgesucht und um seine Hilfe gebeten. Du weißt, was der Tropfen bedeutet?«

Ich war mir nicht ganz sicher. »Der Trank des Vergessens?«

»Ja, mein Freund, es ist ein Tropfen aus dem Trank des Vergessens. Ich habe ihn ein Tropfen Ewigkeit genannt, der es schaffen kann, die Zeiten aufzurollen und nicht mehr existent zu machen. Durch den Trank des Vergessens gelang es schon mir, die Zeiten zu überwinden und zu überleben, mehr als zehntausend Jahre. So etwas Ähnliches werden auch wir unternehmen müssen, um dich wieder dorthin zu führen, wo du einmal hergekommen bist. Hinein in deine Welt.«

»Hat er dich geleitet?«

»Wäre ich sonst hier auf Avalon? Er hat es geschafft, was nicht einmal die alten Atlanter fertiggebracht haben. Sie kannten den Weg nach Avalon nicht, aber der Trank des Vergessens hat letztendlich die Grenzen überwinden können, die es ja auch für dich gegeben hat. Wäre er nicht gewesen, dann hätte ich dich niemals gefunden.«

Ich nickte und mußte mich zunächst mit dieser Erklärung zufriedengeben. Dennoch wollte ich mehr wissen. »Wird er uns beiden denn weiterhelfen? Reicht seine Stärke aus?«

»Das möchte ich hoffen, John. Ich weiß, daß er sie nicht für alle Zeiten behält. Es ist nur ein Tropfen, ein Tropfen Ewigkeit, wie ich dir sagte.«

Ich streckte ihr die Hand entgegen. »Dann, Kara, nimm mich wieder mit in…«

»So nicht, John.«

Die Schöne aus dem Totenreich hatte die Antwort mit einer derart ernsten Stimme gegeben, daß ich erschrak und meinen Arm hastig wieder senkte.

»Wie meinst du das?«

»Es ist leider nicht so einfach, John. Ich bin diesen Weg gekommen, weil die Grenze für einen Moment aufriß. Um die Insel verlassen zu können, müssen wir einen anderen gehen. Einen Weg, der für uns unerforscht und gefährlich ist…«

»Der Kessel!« keuchte ich.

»Ja, wir müssen durch den Zauberkessel, wo Tote lebendig gekocht werden. Aber wir gehen als Lebende hinein, und die Kraft des Kessels könnte sich umkehren. Ich sage bewußt *könnte*, denn ich weiß es nicht genau, John.«

Die Worte schockten. Auf einmal spürte ich wieder mein Alter. Ich

kam mir zerbrechlich vor. In den Knien fing das Zittern an und übertrug sich auf den gesamten Körper.

Meine Augen brannten. Waren es Tränen, oder hing es damit zusammen, daß ich nun wußte, was mir bevorstand und die Furcht allmählich in mir hochkroch?

Kara merkte, wie es in mir aussah. Sie drängte sich an mich heran und berührte mich, indem sie ihre Hand tröstend auf meine Schulter legte. Dann strich sie über meine Wange.

»Nicht, Kara.«

»Was stört dich, John?«

Ich drehte ihr den Kopf zu. Mein Gott, sie sah aus wie immer, schön, ebenmäßig. »Schau mich doch an!« würgte ich hervor. »Verdammt, sieh in mein Gesicht, in ein Areal von Falten, von alter Haut! So, wie ich aussehe, fühle ich mich auch. Du wirst in mir keine große Hilfe haben, Mädchen.«

Sie nickte. »Das kann stimmen, John. Deshalb sehe ich keinen Grund, nichts zu tun und dich dem Schicksal zu überlassen.«

»Ich bin…«

»Du wirst dich wieder ändern. Wir müssen das Risiko eingehen. Wenn der Kessel Tote lebendig kochte, weshalb sollte er auch nicht anders reagieren und dir dein wahres Alter wieder zurückgeben können?«

»Ich glaube nicht daran.«

»Nenne mir den Grund.«

»Es ist der Dunkle Gral.«

»Wieso?«

»Durch ihn ist Melu auf die Nebelinsel gelangt.« Vor den nächsten Worten holte ich Luft. »Ich… ich habe es selbst gesehen, wie sie plötzlich eintauchte. Der Kelch und die Kugel schafften es, sie zu schlucken. Stell dir das vor.«

»Und dann?«

»Waren beide weg. Ich sah im Spiegel, was mit mir geschehen war. Der Gral muß durch die Veränderung, die mit ihm geschah, mich in diesen Strudel hineingerissen haben. Ich flüchtete, bis mich der Schattenreiter erreichte und auf die Insel holte.«

»Der Riese Brân«, erklärte der König aus dem Hintergrund.

»Sicher.«

Kara wandte sich an Artus. »Weißt du, wo sich der Dunkle Gral befinden könnte?«

»Nein.«

»Vielleicht unter Merlins Kontrolle?«

Automatisch schauten wir auf den bewegungslosen Zauberer.

Eine Antwort bekamen wir nicht. Es konnte sein, brauchte aber nicht. So würden wir wohl den Weg gehen müssen, den Kara vorgeschlagen

hatte. Hinein in den unheimlichen Kessel.

»Kennst du den Weg dorthin?« fragte ich sie. Es hatte keinen Sinn, noch weiter über gewisse Probleme zu reden, weil es doch keine Lösung gab.

»Ich sage ihn euch!«

Wir waren froh, daß die Sagengestalt des Königs auf unserer Seite stand. Ich hätte ihn noch so gern befragt, mir brannten die Fragen förmlich auf der Zunge, dennoch ließ ich es bleiben. Ich hatte das Gefühl, als wäre Avalon nichts für mich, nur mehr eine sich einprägende Episode. Das war alles.

Wir bekamen den Weg gesagt und würden ihn auch behalten, das stand fest.

Kara hatte noch eine Frage. »Wenn du sagst, daß Melusine de Lacre in den Gral eingetaucht ist, könnten wir davon ausgehen, daß wir sie dort finden, wo auch der Gral seinen Platz hat!«

»Es kann sein.«

»Dann komm!« Kara ging bereits auf den Ausgang zu. Ich warf noch einen Blick über die Schulter zurück, um König Artus anzusehen.

Er hielt sich innerhalb des von oben her fallenden Lichtmantels als eine strahlende Gestalt auf. In seinen Augen lag ein ungewöhnlicher Glanz, als hätten sich Sonnenstrahlen in seinen Pupillen gefangen.

Zeigten die Lippen ein Lächeln?

Es war durchaus möglich.

Dann hob er den rechten Arm zum letzten Gruß. Ich drehte mich wieder um und folgte der Schönen aus dem Totenreich, die bereits die Höhle verlassen hatte.

Beide – ich besonders – gingen wir einem ungewissen Schicksal entgegen…

***

Er tauchte urplötzlich auf, und wir hatten beide nicht mit ihm gerechnet. Vielleicht hätten wir ihn zuvor sehen können, aber die Umgebung war felsig und gleichzeitig bergig, so daß die Wände und Türme in unterschiedlicher Höhe wuchsen.

Zwei waren uns aufgefallen. Sie standen nebeneinander, wobei sie noch genügend Zwischenraum für eine breite Lücke ließen. In ihr stand der Schattenreiter.

Eine große, eine unheimliche, bleiche Gestalt – ohne Pferd diesmal, aber wie ein Hindernis, das für uns unüberwindlich war. Wir konnten ihm nicht aus dem Weg gehen, weil wir die Lücke einfach passieren mußten.

Kara blieb stehen, auch ich stoppte sofort meinen Schritt und hörte ihre Frage: »Ist er das?«

»Ja, das ist Julien de Lacre, ein ehemaliger Kreuzritter, der den Weg

nach Avalon gefunden hat und sich auf der Nebelinsel derart verändert hat. Er wurde hier zum Riesen Brân, einer Gestalt, die sich durch die alten Sagen und Legenden zog.«

»Auch zu einem Feind?«

»Das weiß ich nicht, Kara. Bisher hat er mir nichts getan. Er hat sich neutral mir gegenüber verhalten.«

»Hoffentlich bleibt es.« Sie legte ihre Hand auf den Griff des goldenen Schwertes. Kara war bereit, sich den Weg mit der Waffe freizukämpfen. »Noch können wir uns auf die Magie des Tropfens verlassen, John. Sie hält nur nicht ewig, denn die andere Kraft im Kessel wird an ihr zerren. Ich nehme an, daß beide Kräfte ungefähr gleichstark sind. Wir müssen einfach durch.«

»Und er?«

»John, du weißt, welche Kraft in meinem Schwert steckt. Du hast auch zugesehen, wenn ich damit kämpfte. Ich glaube nicht, daß ich mir von de Lacre den weiteren Weg versperren lasse. Ist das klar?«

»Ja.«

»Dann bleibe du zurück, bitte.«

Ich gehorchte ihr nur widerwillig, mußte mir allerdings eingestehen, daß ich in meinem Zustand keine große Hilfe sein konnte. Es paßte mir nicht, inaktiv zu sein, nur gab es hier keine andere Möglichkeit.

So wartete ich und drückte Kara die Daumen. Wenn die tatsächlich kämpfte, würde es aussehen wie der Riese gegen den Zwerg.

Aber man durfte Kara nicht unterschätzen, besonders dann nicht, wenn sie das Schwert mit der goldenen Klinge einsetzte.

Noch mußten wir warten. Auch Kara war stehengeblieben. Der Riese senkte den Kopf. »Wo wollt ihr hin?«

»Zum Zauberkessel.«

»Als Lebende?«

»Ja.«

»Die Lebenden, die hineingehen, werden sterben. So schreibt es das Schicksal vor. Die Toten aber werden als Lebende wieder aus ihm herauskommen. So ist es König Artus ergangen und auch einigen anderen vor ihm.«

»Wir müßten also sterben, um wieder leben zu können.«

»So ist es.«

Kara gab nicht auf. »Dann sag uns einen anderen Weg, Julien de Lacre. Aber rasch, die Zeit drängt.«

»Es gibt keinen.«

Ich schloß für einen Moment die Augen. Das hatte ich mir gedacht.

Es gab nur den *einen* Weg, den wir als Tote nehmen mußten. Dennoch beinhaltete er ein Risiko. Gingen wir ihn, oder ließen wir uns töten, um dann in den Kessel geworfen zu werden, würden wir sicherlich an der anderen Seite wieder hervorgehen können, als

lebende Personen, aber wir würden auf der Insel bleiben. Das war Avalons Fluch. Die Insel ließ keinen mehr entkommen.

Kara mußte ähnlich gedacht haben wie ich, denn sie erklärte dem Riesen, daß wir das Wagnis auf uns nehmen würden.

Ich hatte mich auf das bleiche Knochengesicht mit der dünnen Haut konzentriert und glaubte sogar, den Anflug eines Schreckens über die Züge huschen zu sehen.

»Das kann nicht sein.«

»Doch, de Lacre. Wir werden den Kessel betreten, denn es geht um alles für uns. Wir wollen auch den Gral zurück. Wo befindet er sich? Sag es uns.«

»Ihr werdet ihn treffen können.«

»Also im Zauberkessel?«

»Dort hat er noch eine Aufgabe zu erfüllen.« Welche das genau war, sagte uns der Riese nicht. Er ging zwei für ihn kleine Schritte zurück, um uns Platz zu schaffen.

Ich hatte es plötzlich eilig und schloß rasch zu der Schönen aus dem Totenreich auf.

»Du hast es gehört, John?«

»Natürlich.« Ich atmete schwer. Plötzlich bewegte sich die Welt vor meinen Augen. Am liebsten hätte ich mich irgendwo hingesetzt und mich ausgeruht.

Kara merkte natürlich, was los war. »Reiß dich noch einmal zusammen, John – bitte!«

»Ist gut.«

Wir gingen weiter, und Kara nahm meine Hand. Sie führte mich wie ein kleines Kind. Ich war froh darüber und ärgerte mich gleichzeitig, weil ich mir meiner Hilflosigkeit bewußt wurde.

Kein Hindernis versperrte uns den Weg. Rechts und links wuchsen die Türme aus Stein in die Höhe. Der Fels zeigte eine graue, schattenhafte Farbe. An einigen Stellen war er fleckig. Dort klebten grüne Moosbüschel in den Ausbuchtungen.

Als wir die Türme hinter uns gelassen hatten, klärte sich unser Blick. Für den Riesen Brân, der sich ebenfalls nicht weit entfernt aufhielt, hatten wir kein Auge. Unsere Sicht galt einzig und allein dem geheimnisvollen Zauberkessel, dessen Namen wir kannten, wobei ich mir bisher noch kaum Vorstellungen von ihm gemacht hatte, wobei ich trotzdem von einer Kesselform ausgegangen war.

Kessel, wie ich sie kannte, waren aus Metall, aber hier auf Avalon schien es das Material nicht zu geben. Jedenfalls sah dieser Kessel anders aus.

Der Vergleich mit einer im Grund eingelassenen Mulde stimmte.

Sie war ziemlich groß, zeigte eine runde Form und war auch mit einer Masse gefüllt, von der wir allerdings kaum etwas sehen konnten,

weil über die Oberfläche hinweg Nebelschwaden trieben, deren Wolken uns einen großen Teil der Sicht nahmen.

Der Nebel sonderte keinen Geruch ab. Mir kam er neutral vor. Unter ihm sahen wir hin und wieder die dunkle Oberfläche einer uns unbekannten Flüssigkeit.

Woraus mochte sie bestehen?

Kara beschäftigte sich mit dem gleichen Gedanken wie ich. »Was kann das sein?« fragte sie.

Ich hob die Schultern.

»De Lacre müßte es wissen.« Sie drehte sich um, weil sie den Riesen fragen wollte, der aber hatte sich längst zurückgezogen. Nur wegen seiner Größe konnten wir ihn noch in der Ferne erkennen, wo er stand und seiner Funktion als Wächter genügte.

»Wir sind auf uns allein gestellt!« flüsterte Kara. »Niemand wird uns mehr helfen.«

»Ein Tropfen Ewigkeit«, flüsterte ich.

»Ja – möglich.« Kara führte die freie Hand an ihre Stirn, wo sich der Tropfen abmalte. Für einen Moment schloß sie die Augen. Ich ließ sie in Ruhe, weil ich wußte, daß sie sich vor dem großen Ereignis noch konzentrieren mußte.

Ich hätte es auch tun sollen, nur klappte es bei mir nicht. Das war einfach nicht möglich. Meine innere Nervosität war zu groß, denn ich konnte nicht einmal ruhig stehen.

Das Kribbeln lief bei mir bis in die Fingerspitzen hinein. Ich merkte, daß mein Nacken feucht war und sich dieser Schweiß wie ein Tuch um den Hals geschlungen hatte. Wenn ich Atem holte, hatte ich den Eindruck, würgen zu müssen.

Kara ließ den Tropfen los. Ihre Hand sank sehr langsam nach unten. Über den Nasenrücken hinweg glitt ihr Finger, dann fiel die Hand nach unten. Kara nickte.

»Bist du bereit?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann laß uns gehen!«

Und wir gingen…

***

Die Oberfläche der Masse innerhalb des geheimnisvollen Kessels schloß mit dem Rand des Bodenniveaus ab, so daß wir normal weiterschreiten konnten und keinen Abhang überwinden mußten.

Ich wollte auch nicht mehr zurück, blieb mit Kara auf einer Höhe, und wir sanken ein in den öligen Sumpf.

Sehr langsam glitten wir in die Tiefe, und dennoch viel zu schnell für mich, weil ich damit rechnete, innerhalb der Masse zu ersticken.

Wir standen noch am Rand. Der Nebel umhüllte uns als geisterhafte

Schwaden, und ich hörte aus ihm ein fernes Singen heraus.

Das Kreuz hatte ich mir um den Hals gehängt. Es baumelte sichtbar vor meiner Brust und sollte mir einen entsprechenden Schutz geben. Nur konnte ich mir kaum vorstellen, daß es für eine normale Atemluft sorgte, die so nötig war.

Wir sanken tiefer.

Der Nebel blieb, die Oberfläche stieg höher, hatte bereits meine Hüften erreicht und war bei Kara, weil sie kleiner war als ich, noch höher gestiegen.

Sie drehte den Kopf nach links. Wir schauten uns an. Ein letzter Blick zwischen uns, ein Abschied?

»Es wird gutgehen, John, es wird gutgehen. Du mußt nur fest daran glauben.«

»Ich… ich versuche es.«

Auf der blassen Stirn glühte der Tropfen Ewigkeit wie eine erstarrte Flamme. Ich hatte auch die Farbe der Flüssigkeit erkennen können. Sie schimmerte in einem satten Grün und erinnerte mich ein wenig an das geheimnisvolle Druidenland Aibon.

Dann war Kara verschwunden. Der Sumpf schien sie regelrecht in die Tiefe gezerrt zu haben. Schneller als gewöhnlich, und auch ich spürte den Ruck an den Füßen.

Ein letzter Blick auf den Avalon-Himmel war mir vergönnt, bevor das Innere des Kessels zuschlug. Zuvor hatte ich tief Luft geholt, dann spürte ich die weiche Masse über mein Gesicht streichen und sank noch tiefer hinein in eine Welt, die voller Wunder, Rätsel und sicherlich auch Gefahren war.

Was umgab uns?

Ich schaute zuerst auf Kara. Sie hatte sich von mir gelöst. Es war nicht zu erkennen, ob ihre Füße den Grund berührten, jedenfalls stand die leicht vorgebeugt, hatte die Arme ausgestreckt und erinnerte mich an einen Engel, der mich umfangen wollte.

Dabei lächelte sie und hielt – was mir unerklärlich vorkam –, den Mund offen.

Sie konnte atmen!

Ich auch? Kara war in einem gewissen Sinne kein Mensch, sondern eine Person, die seit mehr als zehntausend Jahren lebte und mir sicherlich einiges voraus hatte. Vielleicht besaß sie eine andere Atemtechnik, ich wußte es nicht. Mir war auch klar, daß ich den Mund öffnen mußte, und zwar sehr bald, weil der Lungendruck zunahm.

Ich tat es.

Luft! Tatsächlich, ich bekam Luft, konnte in dieser Umgebung, die wie verdichtetes Glas wirkte, noch Atem holen.

Ein Wahnsinn!

Ich sah Kara lachen und lächelte zurück. Auf einmal fühlte ich mich besser, versuchte die ersten Bewegungen und kam mir dabei vor wie ein Astronaut in seiner Fähre, wenn er sich durch den luftverdünnten Raum schwingend bewegte.

Es war unerklärbar, einfach herrlich, wundervoll und gleichzeitig rätselhaft.

Erklärbar nicht, ich nahm es hin und vertraute in diesem Fall auf die Magie.

Ein Blick aus gesenkten Augen traf mein Kreuz. Es hatte sich nicht so verändert, als wäre es mit der Aibonschen Magie zusammengekommen. Sein Silberglanz war geblieben, kein grüner Schimmer zeichnete die Konturen des Talismans nach.

Wir schritten schweigend nebeneinander her. Ich hörte mich sogar gehen, das brachte mich auf den Gedanken, es mit der Sprache zu versuchen. So redete ich Kara an.

»Es ist auf einmal so einfach.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Weshalb ist…?«

»Schau auf den Tropfen!« Sie hatte den Kopf so gedreht, daß ich ihn ansehen konnte.

Tatsächlich, er sorgte dafür, daß wir eine freie Bahn bekamen, denn von ihm ging ein Strahl aus, der uns den Weg öffnete. »Zwei Welten, zwei Magien sind zusammengestoßen, John. Die atlantische und die aus Avalon. Beide sind nicht negativ, beide sind gleich stark und heben sich in diesem Fall auf.«

Ich hatte ihr kaum zugehört, weil etwas anderes meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Für mich war es ein Phänomen, denn dieser Kessel beinhaltete eine Welt für sich.

Die Welt der Toten, die darauf warteten, wieder ins Leben zurückgeworfen zu werden.

Sie lagen übereinander, gestreckt, alle in der gleichen Haltung.

Eingeschlossen von einer gläsernen Magie, mit bleichgrünen Gesichtern und Hoffnung auf den Zügen.

Sie warteten vielleicht schon Jahre oder Jahrzehnte darauf, in ein neues Leben gerufen zu werden. Wann der Zeitpunkt reif war, das bestimmten nicht sie.

Wie ich die Insel mittlerweile kannte, würde der Zauberer Merlin dafür sorgen.

Wir glitten gehend an den Gestalten vorbei. Manche hatten die Köpfe etwas zur Seite gedreht, als wollten sie uns mit ihrem hoffnungsvollen Lächeln grüßen.

Wer mochten diese Menschen sein?

Kara versuchte sich mit einer Antwort. »Es sind all die, John, die den

Weg auf die Nebelinsel fanden, um hier den Tod und später das Leben zu erreichen.«

»Alle?«

»Ich weiß es nicht. Es kann sein, daß es nur bestimmte Menschen schaffen. Merlin wird schon eine Auswahl treffen. Die anderen aber werden möglicherweise für die Ewigkeit im Kessel bleiben.«

Bei dieser Vorstellung schauderte mir. Ich mußte jetzt an mich denken und nicht nur an die anderen.

Unser Weg führte uns weiter geradeaus. Wie lange wir unterwegs sein würden, konnte keiner von uns sagen. Es war nur zu hoffen, daß die Magie des Tropfens hielt.

Ich war Kara unendlich dankbar, allerdings auch dem Spuk. Ich kannte ihn und ahnte, welch eine Überredungskunst es Kara gekostet haben mußte, ihm einen Tropfen vom Trank des Vergessens abzureden, der eigentlich ja ihr gehörte.

Doch wo fanden wir den Dunklen Gral? Für mich war klar, daß es einzig und allein auf ihn ankam. Er hatte Melusine de Lacre diese Welt eröffnet. Er würde uns auch wieder zurückbringen können.

Eingeschlossen kam ich mir vor. Diese geheimnisvolle Welt innerhalb des Kessels besaß weder einen Anfang noch ein Ende. Es gab nur sie und die darin liegenden Toten, die darauf warteten, diese Welt irgendwann einmal verlassen zu können.

Daß Kara neben mir herging und einen sehr sicheren Eindruck machte, ließ mich mein Alter vergessen. Hatte ich früher oft daran gedacht, so schob ich es nun vor mir her und konzentrierte mich darauf, endlich den Gral zu finden.

Was aber würde geschehen, wenn wir ihn nicht entdeckten? Wenn er verschwunden blieb in einer Welt, die es normalerweise gar nicht geben konnte?

Eine Lösung fiel mir nicht ein, obgleich ich mich mit diesem Gedanken vertraut machte.

Dann sah ich, wie Kara schwankte und ihre Schritte verkürzte. Sofort sprach ich sie an.

Ihr Gesicht wirkte wie mit einer dünnen Glasur bemalt. Anstrengung zeichnete die Züge. Sie hatte überhaupt Mühe, das Gleichgewicht zu halten, schwankte nach links, wobei ich sie abstützte und bemerkte, daß sie mir etwas sagen wollte.

»Bitte, Kara…«

»Der Tropfen verliert seine Kraft«, flüsterte sie. »Die andere Magie verstärkt sich.«

»Was bedeutet das?«

»Fragst du da noch? Schau dir die Toten an. Es wird uns ähnlich ergehen. Nur bekommen wir nicht die Chance, diese Welt irgendwann einmal verlassen zu können.«

»Wie lange wirst du durchhalten können?«

»Das ist schwer zu sagen. Laß uns weitergehen. Wir können jetzt nicht aufgeben.«

Nun war ich es, der Kara half, denn sie hatte meine Hand genommen und stützte sich mehr bei mir ab. Ich zog sie weiter. Unsere Füße schleiften über einen Grund, auf dem kein Schlamm lag. Er paßte sich der Umgebung an und war ebenfalls glatt wie Glas.

Auch meine Schritte wirkten schwerer als bei unseren Eintritt in diese Welt. Ich hielt die Augen weit offen, mein Gesicht zeichnete die Anstrengung. Auf Karas Stirn zitterte der Tropfen. Er sah so aus, als würde er sich bald auflösen.

Nur das nicht…

»Weiter, Kara, weiter!«

»Nein!«

Ihre Antwort hallte in meinen Ohren. Sie hatte sie nicht gegeben, weil sie nicht weitergehen wollte. Es lag ein anderer Grund vor, denn aus dieser Welt löste sich eine Gestalt, die uns entgegenkam und etwas in den Händen trug, das mir gehörte.

Es war der Dunkle Gral.

»Melu!« ächzte ich…

***

Ob sie mich gehört hatte, wußte ich nicht. Sie kam jedenfalls näher und ließ auch den Gral nicht los. Rot schimmerte die Kugel auf dem Kelch des Feuers, dessen Seiten golden strahlten. Darüber »schwamm« Melusines Gesicht, und ihre Augen standen offen.

Sie konnte sehen…

Bis auf ein knappes Höschen bewegte sie sich nackt durch diese einmalige Welt. Auf mich machte sie den Eindruck einer Schlafwandlerin. Zudem unternahm sie keinen Versuch, uns auszuweichen. Sie ging schwebend immer weiter. Nur noch drei, vier Schritte, dann hatte sie uns erreicht und prallte mit mir zusammen.

Genau das wollte ich. Melusine de Lacre war unsere letzte Chance, weil sie den Gral mit sich führte. Meine Hand rutschte aus Karas.

Ich konzentrierte mich voll und ganz auf die ehemals blinde Frau.

Dann war sie da.

Und ich griff zu!

Bevor sie dagegenhalten konnte, hatte ich den Gral ebenfalls mit beiden Händen umfaßt und riß ihn ihr aus den Fingern. Damit mußte ich ihr etwas Schreckliches angetan haben, denn sie starrte mich mit einem Blick an, der mir Furcht einjagte und gleichzeitig ein schlechtes Gewissen hochputschte.

Ich wollte sie ansprechen, überlegte es mir und löste eine Hand vom Gral, um sie anzufassen.

Meine Hände berührten ihre nackte rechte Schulter, wo das Fleisch, die Haut und die Knochen plötzlich nachgaben, denn Melusine de Lacre löste sich vor unseren Augen auf.

Sie besaß keinen Schutz mehr, der ihr ein Weiterlaufen innerhalb des Kessels ermöglichte. So bekam sie die Magie dieser Welt auf endgültige Art und Weise zu spüren.

Ihre Stimme wehte an meine Ohren. »Wie meinen Eltern, John, es ergeht mir wie meinen Eltern. Auch sie werden nicht als lebende Personen zurückkehren, sondern immer Geister bleiben und den Nebel füllen. Nur wenn Merlin will, werden die Toten geboren. Good bye, John…«

Mit den letzten Worten löste sich auch der Rest ihrer Gestalt auf.

Er war auf einmal weg. Gewaltige Kräfte zerrten an ihr und sorgten dafür, daß sie eins mit dieser Welt wurde.

Für einen Moment sahen wir noch einen fahnenartigen Schatten, dann gab es auch ihn nicht mehr.

Ich stand da, wie vom Donner gerührt, bis ich Kara erstickt röcheln hörte. Sie kippte schon gegen mich, klammerte sich fest und hätte mir fast den Gral aus der Hand gerissen.

Ich starrte in die Kugel. Verschwommen erkannte ich ein gütiges, weißes Gesicht, dessen Augen zu mir »sprachen«.

»Ja!« keuchte ich, hob den Gral an und bewegte mich ebenso, wie Melusine de Lacre es in meiner Wohnung getan hatte.

Ein nicht erklärbarer Sog packte Kara und mich. Er zerrte uns weg.

Die Welt verschwamm, wir tauchten wie winzige Partikel ein in eine Zwischendimension und wußten beide, daß wir in diesen Augenblicken die Nebelinsel Avalon verlassen hatten.

Wo aber lag unser neues Ziel! Würden wir irgendwo in den Dimensionen verschollen bleiben?

Ich hörte Karas Stimme sehr weit entfernt und hallend. »Die Steine, John, ich spüre sie…«

Kara behielt recht. Der nächste Atemzug hatte uns bereits an das Ziel gebracht.

Es waren die *flaming stones*!

***

Verwundert schauten wir uns um. Beide noch sehr benommen. Kara fühlte an der Stirn nach.

Der Tropfen Ewigkeit hatte sich aufgelöst, sie war wieder normal, doch sie hatte den richtigen Weg gewählt.

Ohne uns zuvor abgesprochen zu haben, umarmten wir uns. Es war eine Geste der Erleichterung, der unwahrscheinlich großen Freude, denn wer als Mensch schaffte es schon, die Nebelinsel Avalon zu verlassen? Und wer glaubte an sie?

»Wir werden Myxin Bescheid sagen, John. Wir müssen ihm berichten, daß alles geklappt hat.«

»Weißt du denn, wo er sein könnte?«

»Nein. Möglicherweise bei deinen Freunden, um ihnen einen Teil der Sorgen zu nehmen.«

»Das wäre gut.«

Der Eiserne Engel lief uns ebenfalls nicht über den Weg. Wir fanden ihn später im Blockhaus, wo er sich niedergelegt hatte und fest schlief.

»Der hat Nerven«, murmelte Kara.

»Ich gönne es ihm.«

Sie ging und holte frisches Quellwasser, denn das Gebiet hier durchschnitt ein klarer Bach. Mit zwei Gläsern kam sie zu mir und reichte mir eines entgegen.

Ich hob es an. »Auf unsere glückliche Heimkehr, Kara.«

»Ja, John, auf…«

Sie sprach nicht weiter, was mich stutzig werden ließ. »Hast du was, Mädchen?«

Die Schöne aus dem Totenreich zwinkerte mit den Augen, hob die Schultern und drehte sich herum.

Siedendheiß fiel es mir ein. Das Glas rutschte mir aus der Hand und zerbrach. Ich hatte beide Hände gehoben, betastete mein Gesicht – und fühlte es selbst.

Der Dunkle Gral hatte uns zurückgebracht, aber ich war ein alter Mann geblieben…

ENDE des Dreiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 621 »Die Vergessene von Avalon«